

Zeitschrift für Volkskunde

Sage, Mär, Schwank und Streich

Edition Zulu-Ebooks.com



Zeitschrift für Volkskunde

Edition Zulu-Ebooks.com

Exklusiv von und für Zulu-Ebooks.com zusammengestellt

Die Zeitschrift für Volkskunde (mit dem Zusatz: in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch) war eine deutsche Zeitschrift, die von 1888 bis 1892 in 4 Jahrgängen zu je 12 Heften (jeweils von Oktober bis September des folgenden Jahres) erschien. Herausgegeben wurde sie von Edmund Veckenstedt in Leipzig, Band 1 und 2 bei Alfred Dörfel und Band 3 und 4 bei Frankenstein & Wagner.

Diese Edition Zulu-Ebooks.com Ausgabe beinhaltet folgende digitalisierte Sagen und Märchen aus dem ersten Band (nicht alle wurden schon digitalisiert - Themenbezogene Reihenfolge):

Sagen aus der Provinz Sachsen I

Die Kuh aus der Fuchshöhle und die Beschützerin der Kühe
Die Fischer auf dem Kirchsee und dem Scharlachsee
Der nächtliche Hund
Der gespenstige Jagdschlitten
Der gebannte Verwalter
Riesensagen
Drachensagen

Sagen aus der Provinz Sachsen II

Der Dråk (Drache)
Koboldsagen I – VII

Sagen aus der Provinz Sachsen III

Das Johannisopfer
Die Klage
Die weisse Gestalt
Das Hühnenbett
Das Hühnenschwert
Die alte Turmmauer

Sagen aus der Provinz Sachsen IV

Das Verschwören Gottes
Das Hexenmahl
Die erkannte Hexe

Sagen aus der Provinz Sachsen V

Die Hexe unter dem Birnbaum
Die Milchhexe
Die verhexte Kuh
Das Totenhemd
Die Totenbeschwörung

Sagen aus der Provinz Sachsen VI

Der Charakter
Der gebannte Dieb
Das gestohlene Laken
Die gespenstige Katze
Der dreibeinige Hase
Der lahme Hase

Sagen aus der Provinz Sachsen VII

Pumput

Der Spuk in der Scheune
Der Spuk in den Hürden
Der Spuk im Teiche
Der Schatz unter der Tenne
Das Schatzfeuer
Der Drachenbaum
Der Teufelsstein bei Zerbst

Sagen und Märchen aus der Bukowina

Doka, die Bergjungfrau (Rumänisch)
Das versteinerte Gefährt (Galizisch)
Die versunkene Kutsche (Ruthenisch)
Die Tochter des Schulzen und der Kirchensänger (Galizisch)

Sagen und Märchen aus Ostgalizien und der Bukowina I

Die Mühle des Teufels (Ruthenisch)
Der versunkene Meierhof (Slovakisch)
Der Brunnen und die drei Tannen (Slovakisch)
Rollerbselein (Galizisch)

Sagen und Märchen aus Ostgalizien und der Bukowina II

Der Masuren(Mazuren) - Herkunft
Die Zerstreuung der Masuren (Mazuren)
Die drei Prinzen und ihre Frauen

Schwänke und Streiche aus Westpreussen I - Tuschkauerstreiche

Die Mutter von Tuschkau
Die lebendig gewordenen Gänse
Die Kuh im Roggen
Der Sichelwurm
Die Tuschkauer kaufen eine Katze

Schwänke und Streiche aus Westpreussen II

Die Katze als Kind
Die dumme Wirtin
Der dwatsche Hans

Berchta-Sagen in Tirol

Esthnische Märchen

Des Teufels Besuch
Die sprechenden Bäume
Die hoffärtigen Mücken

Das Glück von Edenhall - Eine polnische Sage

Die Höhlenzwerge

Sagen aus der Provinz Sachsen I

Die Kuh aus der Fuchshöhle und die Beschützerin der Kühe

Einige Meilen die Elbe aufwärts von Magdeburg aus liegt das Städtchen Barby. Um dasselbe breiten sich rings fruchtbare Felder und fette Wiesen aus. Der Hirte von Barby hatte so lange jeden Tag das Vieh auf die Weide zu treiben, als es das Wetter irgend zuliess. Sobald er nun auf der Wiese mit seiner Herde war, bemerkte er, wie sich derselben eine Kuh gesellt hatte, welche grösser und schöner war als alle übrigen Kühe der Herde. Wenn der Hirte des Abends die Herde heimtrieb, so war die Kuh plötzlich verschwunden.

Der Hirt hatte ein gutes Herz und so liess er denn die fremde Kuh ruhig bei seiner Herde, ohne dass er sie belästigte. Dafür wurde er aber auch belohnt, denn es ereignete sich jeden Mittag, dass er auf einem Anwall am Elbwall das schönste Essen von der Welt fand. Das Essen lag in prächtigen Schüsseln, die in der Sonne nur so funkelten. Hatte aber der Hirt gegessen, so war das Geschirr alsogleich verschwunden.

Eines Tages fiel es dem Hirten ein, er wolle doch einmal sehen, wo die Kuh des Abends bliebe. Als er nun gegen Abend seine Herde nach der Stadt zurücktrieb und sein ganzes Augenmerk auf die Kuh gerichtet hatte, sah er, wie sich dieselbe dem Anwall näherte. In demselben befand sich ein Fuchsloch. Sobald die Kuh dem Fuchsloch nahe gekommen war, erweiterte sich dasselbe so, dass die Kuh bequem in dasselbe hineingehen konnte. Als die Kuh in der Höhlung verschwunden war, zog sich die Oeffnung wieder so zusammen, dass in dem Anwall nur noch ein Fuchsloch zu sehen war.

Obschon nun das Alles gar nicht mit richtigen Dingen zugeing, so liess der Hirt sich doch nichts davon merken und belästigte die fremde Kuh auch an den folgenden Tagen so wenig wie zuvor. Da geschah es denn, dass auch die Beschützerin der Kühe sich in der Herde zuweilen sehen liess. Dieselbe war eine wunderschöne, hellblau gekleidete Frau; sie ging in der Herde umher und streichelte das Vieh, besonders aber die fremde Kuh.

Daraus schloss der Hirt, dass sie zu der Kuh besonders nahe Beziehungen hatte. Woher die schöne Frau kam und wo sie wieder verschwand, hat der Hirte nie erkunden können. Die Wiese und der Anwall, wo sich dies alles zugetragen hat, sind noch heute bei Barby zu sehen.

Fr. Adler.

Die Fischer auf dem Kirchsee und dem Scharrlachsee

In Dornburg giebt es viele Fischer, welche sowohl auf der Elbe wie auf den Seen dem Fange nachgehen. Wenn sie mit ihren Netzen auf dem Kirchsee oder auf dem Scharrlachsee sind und sie ziehen dieselben ein, um damit nach Hause zu rudern und dort Netze und Fang zu bergen, so geschieht es öfter, dass die Heimfahrt gewaltsam gehemmt wird. Liegen die Seen eben noch ruhig und spiegelglatt da, so geschieht es dann, dass das Wasser mit einem Male so gewaltig

aufwallt, dass die Kähne umzuschlagen drohen. Dann kommen die Fischer in grosse Not und haben alle Hände voll zu thun, um das Wasser aus dem Kahne zu schöpfen, welches über Bord geschlagen ist.

Dieser wilde Aufruhr des Wassers pflegt wohl eine Stunde anzuhalten, dann legt sich derselbe wieder so plötzlich, wie er gekommen ist. Dann rudern die Fischer eilig dem Ufer zu und kommen oft ohne Fische und ohne Netze, in Schweiss gebadet, zu Hause an und sind nur froh, dass sie das Leben gerettet haben.

Der nächtliche Hund

In früheren Zeiten wurden die Pferde nicht nur bei Tage gehütet, sondern auch des Nachts auf der Weide gelassen. Das geschah auch in Dornburg, und zwar auf der Gemeindewiese am Scharlachsee. Aber auf die Dauer ging das nicht an, denn wenn auch die Pferde bis die Nacht um zwölf ruhig geweidet hatten, so wurden sie plötzlich wild und stürmten dem Dorfe zu, sodass man sie dann doch in die Ställe bringen musste.

Da beschloss man, die Wiese mit einem Zaune zu umgeben, denn man hoffte, es so zu erreichen, dass die Pferde auf der Weide blieben. Aber auch das hat nichts geholfen, und ein Hirtenjunge hat in der nächsten Nacht auch gesehen, weshalb nicht. Als er nämlich in der Nacht bei den Pferden wachte, erschien bei der Herde ein Hund von der Grösse eines einjährigen Rindes. Der Hund ging auf die Pferde zu, welche vor ihm zurückwichen und sich ängstlich in der Ecke eines Zaunes zusammendrängten. Unter dem Druck der Pferde zerbrach der Zaun und die scheuen Tiere eilten in wilder Flucht dem Dorfe zu.

Seit der Zeit hat man die Pferde nicht mehr des Nachts auf der Gemeindeweide zu lassen gewagt, sondern dieselben jeden Abend den heimischen Ställen zugetrieben.

Der gespenstige Jagdschlitten

Gegenüber von dem Städtchen Barby, am rechten Ufer der Elbe, liegt das Dorf Dornburg. Bei Dornburg befinden sich zwei Seen, der Kirchsee und der Scharlachsee. Mit den Seen hat es nicht seine Richtigkeit, denn viele Leute in Dornburg erzählen, dass früher jeden Abend ein Schlitten hinter den Gärten des Dorfes entlang, von dem Kirchsee zum Scharlachsee und zurück gefahren sei. Man habe ganz deutlich den Schlitten fahren hören, und zwar einen Jagdschlitten, sowie das Geläute und Geklingel von Schellen, wie sie die Pferde vor den Schlitten im Winter zu tragen pflegen, aber doch sei es Niemand gelungen, dem Schlitten so nahe zu kommen, dass man denselben deutlich gesehen habe.

Rose.

Der gebannte Verwalter

In dem Vorwerke bei Barby war ein Verwalter gestorben, der fortan jede Nacht die Ruhe des Viehes zu stören pflegte. Da man den umgehenden Verwalter nicht los werden konnte, so liess man einen Scharfrichter kommen, damit derselbe ihn banne. Der Scharfrichter war auch in der Nacht auf dem Platze und als der Verwalter in den Stall kam, bannte er ihn so, dass derselbe sich nicht bewegen konnte. Darauf nahm der Scharfrichter den Gebannten auf die Schultern und trug ihn nach dem See vor dem Gute. Dort wollte er den Verwalter versenken, wo der See am tiefsten war. Aber der Verwalter bat den Scharfrichter, er möchte ihn doch nicht gerade an der tiefsten Stelle versenken, oder wenigstens zulassen, dass er jedes Jahr einmal auf das Gut kommen dürfe. Da er ausserdem versprach, dass er sich auf dem Gute ruhig verhalten werde, so machte ihm der Scharfrichter das Zugeständnis.

Seit der Zeit hat das Vieh auf dem Gute des Nachts seine Ruhe, aber in den Nächten in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr zeigt sich der Verwalter in jedem Jahre bis auf den heutigen Tag.
Fr. Adler.

Riesensagen

Auf der grossen Wiese, welche auf der Ostseite des Dorfes Vehlitz liegt, haben sich früher drei grosse runde Aufschüttungen befunden, dieselben sind jetzt abgetragen und dem Rasen gleich gemacht. Aber man kann noch immer die Orte unterscheiden, wo die Aufschüttungen gewesen sind.

Die Male sollen davon herühren, dass früher die Riesen auf dieser Wiese Ball gespielt haben. Da bildete denn das eine Mal das Schenkmal, das andere das Sprungmal, das dritte das Rennmal.

Eines Tages kam ein Riese von dem Orte Dalchau her und ging auf das Städtchen Möckern zu. Der Weg führte ihn über eine Ackerfläche, welche ganz fetten, schwarzen Boden hat, man nennt dergleichen Acker Klei. Nun geschah es, dass sich dieser Klei an den Stiefeln des Riesen festsetzte. Es blieb ihm nichts weiter übrig, wenn er fortkommen wollte, als denselben von den Stiefeln abzuschütteln.

Die Stelle, wo der Klei von dem einen Stiefel liegen blieb, heisst der Dorberg, die andere, wo der Riese den fetten, schwarzen Boden von dem anderen Fusse abschüttelte, aber der Kallowberg.

Dort erheben sich noch jetzt auf den Sand- und Kiesbergen diese Aufschüttungen; die schwarze Erde ist mit Knochen gemischt.

Auf den Steinstücken, welche etwa eine Viertelstunde weit auf der Ostseite von dem Dorfe Vehlitz liegen, befand sich bis in die dreissiger Jahre hinein ein grosser Stein, auf welchen sich ein Riese zu setzen pflegte. Oben auf dem Steine und zwar in der Mitte der Oberfläche desselben sah man eine runde, schüsselförmige Aushöhlung. Dieselbe rührte von dem Gesäss des Riesen her. Stand nun der Riese von seinem Sitze auf, so streckte er die Arme nieder und stützte sich dabei mit seinen Fingern auf den Stein um sich zu heben.

Von diesem Vorgang waren auf der Oberfläche des Steines an seinem Rande rings runde Löcher.

Unfern des Dorfes Wallwitz liegt ein altes Hühnen- oder Riesenbett. Wenn die Knechte beim Pflügen auf dem angrenzenden Ackerstücke mit den Pferden sich dem alten Hühnenbett nähern, so fangen dieselben an unruhig zu werden; sie sind an dem Hühnenbett nicht vorbei zu bringen, so dass die Knechte vorher wenden müssen. Wie man erzählt, liegt dort ein berühmter Krieger begraben.

Gleiches berichtet man von dem Steintisch bei Körbelitz.

Grafe.

Drachensagen

Eines Abends fuhren verschiedene Bauern von Möckern, von wo sie aus der Haide Holz geholt hatten, ihrem Heimdorfe Vehlitz zu. Als sie mit ihren schwer beladenen Gefährten in die Niederung bei dem Dorfe Wallwitz gekommen waren, sahen sie, wie eine Feuerkugel über sie hinweg flog, welche einen langen Schein wie einen Schwanz hinter sich herzog. Da wussten alle, welche das gesehen hatten, dass ihnen der Drache (Dråk) erschienen war.

Chr. Adler.

Wenn sich in einem Hause ein Drache (Dråk) festgesetzt hat, so zeigt sich derselbe bald als schwarze Katze, bald als dreibeiniger Hase, bald als einbeiniges Huhn. So war auch in Barby auf dem Gute der Drache. Sobald es nämlich des Abends anfang dämmerig zu werden, sah man auf dem Hofe einen dreibeinigen Hasen hin- und herlaufen. Nun wusste Jeder, dass man einem Drachen nichts anhaben darf, aber auf dem Hofe war ein Knecht, welcher sich das nicht gesagt sein liess, sondern nach dem dreibeinigen Hasen schlug.

Aber der Drache liess sich das nicht gefallen, sondern wischte dem Knecht gehörig eins aus.

Fr. Adler.

Sagen aus der Provinz Sachsen II

Der Dråk (Drache)

Ein Knecht und eine Magd, welche bei einem reichen Bauer dienten, der auf einem Dorfe wohnte, nicht weit von Magdeburg, hatten schon längst ihre Betrachtung darüber gehabt, wo des mittags immer das schöne Essen herkam. Die Bäuerin liess nämlich das Mädchen keinen Sonntag in die Küche kommen, um dort Feuer anzumachen oder ihr beim Kochen zu helfen. Der Knecht sah auch nicht, dass der Schornstein rauchte, und doch war das Essen immer zur rechten Zeit auf dem Tisch, wenn die Kirche aus war, ob nun der Bauer und die Bäuerin in der Kirche gewesen waren oder nicht. Da beschloss denn der Knecht, der Sache auf den Grund zu kommen, und dazu sollte ihm das Mädchen behilflich sein. Er sagte also am nächsten Sonntag bei dem Frühstück, dass er in die Kirche gehen wolle. Einige Tage zuvor hatte aber die Magd in der Küche ein Fass ausräumen und dann umstülpen müssen, so dass der Boden des Fasses nach oben stand. Die Bäuerin hatte nicht weiter auf das Fass geachtet und so stand denn dasselbe am Sonntag noch ruhig da an Ort und Stelle. Als der Knecht gesagt hatte, dass er in die Kirche gehen wolle, meinte das Mädchen, sie wolle auch in die Kirche gehen und sich dazu anziehen. Darauf stand sie auf, ging aber nicht auf den Boden in ihre Kammer, sondern huschte heimlich in die Küche. Alsobald stand auch der Knecht auf, und als er im Flur an der Küche vorbeikam, stahl er sich heimlich hinein. Die Magd stand schon bereit und stülpte sofort das Fass über den Knecht, welcher sich niedergeduckt hatte, dann schlüpfte sie wieder aus der Küche und ging auf den Boden, zog sich an und begab sich in die Kirche.

Die Glocken hatten längst geläutet, das Haus war leer, denn auch der Bauer war in die Kirche gegangen, und noch immer sass der Knecht ruhig unter seinem Fasse. Endlich hörte er, dass jemand in die Küche kam. Er dachte sich gleich, das werde die Bäuerin sein, und so war es auch, wie er bald merken sollte. Erst hörte er nämlich, wie mit einer grossen Schüssel hantiert wurde, dann trat die Frau an den Herd und rief den Schornstein hinauf:

„Dråk, kelkse.“

Da antwortete eine Stimme von oben den Schornstein herunter:

„Hä kickt.“

Darauf rief die Bäuerin wieder nach oben hinauf:

„Dråk, kelkse.“

Aber der Drache rief wieder von oben herunter:

„Hä kickt.“

Da wurde die Frau ärgerlich und rief scheltend hinauf: „Ach watt, et is jo keener hier; wat Du man wilt. Et sind jo alle nå de Kirche. Maak fix un kelkse. Die Kirche is balle ut, wenn se kâmen, denn willen se ok äten, un ick hâbbe keen Fier. Kelkse man, die Schettel steiht unnen.“

Alsobald kamen die Klump- und Speckstücke den Schornstein nur immer so herunter gepoltert in die Schüssel hinein, wie der Knecht an der Art des Geräusches und an dem Geruch merkte, welcher bis zu ihm unter die Tonne drang.

Endlich rief die Bäuerin:

„Et ist guet, de Schettel is vull.“

Darauf wurde alles still und die Bäuerin ging mit ihrer Schüssel fort.

Der Knecht kroch alsobald unter seinem Fass hervor und schlüpfte in den Stall. Als die Kirche aus war, machte er sich auf dem Hof zu schaffen und that so, als ob er eben aus der Kirche gekommen sei. Dann rief ihn die Magd zum Essen.

Richtig stand die Schüssel mit Klump und Speck auf dem Tisch. So schön das Essen nun auch aussah und roch, so widerstand es doch dem Knecht zuzulangen. Die Bäuerin wunderte sich darüber und fragte ihn, warum er nicht zulange. Nun konnte aber der Knecht nicht mehr an sich halten und rief:

„Ei pfui Deuwel, det frät Ji man silwst,

Der Dråk het den Klump und den Speck utekelkst.“

Da merkte die Bäuerin, dass der Drache doch recht gehabt habe, als er gerufen hatte: „Hä kiek.“ Sie liess sich zwar an dem Tage nichts merken, aber schon den folgenden Tag lohnte sie den Knecht ab. Aber auch die Magd mochte nicht auf dem Gehöft bleiben, denn der Knecht hatte ihr alles erzählt. Sie kündigte und nahm einen andern Dienst an.

Mitgeteilt von Frau Adler sen.

Koboldsagen

Koboldsage I

Dass weiss ein jeder, dass mancher Bauer einen Kobold hat, welcher sich bei ihm auf dem Gehöfte aufhält, aber nicht jeder hat es erfahren, wie der Kobold den Leuten gar manchen Streich spielt. So befand sich einmal bei einem Bauer, von dem man sich erzählte, dass er den Kobold habe, ein Arbeiter in der Scheune noch um Mitternacht, wie das wohl bei der Erntearbeit einmal vorkommt. Das Fuder war abgeladen, alle hatten bereits die Scheune verlassen und auch unser Arbeiter rüstete sich zum Heimgang. Er zog die Jacke an und setzte die Mütze auf. Da war es ihm plötzlich, als streife etwas seine Mütze vom Kopfe. Er sah sich um, aber er bemerkte nichts. Sonderbar aber war es, dass die Mütze vom Kopfe fort war: soviel er auch darnach suchte, jetzt und die folgenden Tage, er fand die Mütze nicht wieder. So mochten etwa vierzehn Tage vergangen sein und der Arbeiter hatte seine Mütze immer noch nicht wieder gefunden: da ging er eines Tages auf die Banse, um die Garben auf die Diele zu werfen, denn es sollte das erste Getreide im Jahre gedroschen werden – siehe da lag die Mütze oben auf den Garben. Das war aber um so merkwürdiger, als der Arbeiter doch verschiedene Male die ganze Banse nach seiner Mütze abgesehen hatte, und nun lag sie frank und frei dort. Da

merkte der Arbeiter, dass ihm der Kobold des Bauers einen Schabernack gespielt hatte.

Rose

Koboldsage II

Der Kobold spielt den Leuten gern einen Schabernack und zwar besonders den Arbeitern und Knechten des Bauers, auf dessen Gehöft er sich aufhält, wenn dieselben auf ihn nicht gut zu sprechen sind. So geschah es gar oft, dass bei einem Bauer, welcher den Kobold hatte, sich die Pferde des nachts von dem Halfter losrissen und auf dem Hofe herumjagten, denn man liess die Thür zum Stalle des Nachts der Hitze wegen offen stehen, da in dem Sommer die Hitze besonders gross war.

Wenn das geschah, so mussten die Knechte mitten in der Nacht heraus und die Pferde wieder in den Stall treiben. Das Allersonderbarste war aber, wenn die Knechte in den Stall kamen, um die Pferde wieder an den Halfter zu legen, dann standen dieselben da und frassen ihr Heu von der Raufe: sie hatten den Halfter um und niemand merkte, dass sie eben noch auf dem Hof herumgejagt waren.

Auch mit den Färsen ist in mancher Nacht gleiches geschehen. Die Knechte hatten ihren schweren Aerger darüber, dass ihnen der Kobold den Schabernack spielte – denn wer sollte das sonst gewesen sein? – und darum hüteten sie sich endlich, wieder von dem Kobold schlecht zu sprechen. Da ist des nachts Ruhe auf dem Gehöft gewesen.

Rose

Koboldsage III

In einem Dorfe bei Magdeburg hauste auf dem Gehöft eines Bauern ein Kobold, welcher den Knechten gar manchen Schabernack zu spielen pflegte. Am ärgsten trieb er es aber mit dem Knecht, welcher den Häcksel für das Vieh zu schneiden hatte. Oft hatte er bald die halbe Futterlade leer geschnitten, ohne dass auch nur eine Handvoll von dem Häcksel vor der Lade lag, denn derselbe flog nach jedem Schnitt auf dem Boden umher, dann wieder fiel er unter die Futterlade oder ganz zur Seite auf einen Haufen. Da der Knecht wusste, dass er gegen den Kobold und seine Streiche nichts machen konnte, so stellte er seine Arbeit ein, wenn er merkte, dass der Kobold sich mit ihm zu schaffen machte.

Rose

Koboldsage IV

Eines Tages fuhr ein Bauer, welcher mit seinem Gespann in Zerbst gewesen war, seinem Dorfe zu. Da sah er mitten auf dem Wege einen Sack liegen, welcher so aussah, als ob er mit Korn

gefüllt wäre. Das schien dem Bauer ein guter Fund zu sein. Schnell stieg er ab und lud den Sack auf seinen Wagen. Der Sack war schwer, aber der Bauer liess sich die Mühe nicht verdriessen; so billig war er noch nie zu einem Sack voll Getreide gekommen, denn das solches darin war, fühlte er bei seiner Arbeit ganz deutlich.

Als er mit seinem Funde glücklich zu Hause angekommen war, spannte er erst die Pferde aus und brachte sie in den Stall, dann lud er den Sack mit Getreide ab und stellte ihn unter der Treppe auf dem Flur hin. Dann wollte er in die Stube gehen. In demselben Augenblicke sprang ihm etwas auf den Rücken, fasste ihn in den Nacken und schüttelte den Bauer nur so. Derselbe griff voll Schrecken darnach. Da sprang es wieder vom Rücken herab. Der Bauer blickte sich um und sah gerade noch, wie ein dreibeiniger Hase unter die Treppe schlüpfte. Nun merkte er, dass er in dem gefundenen Sack sich den Kobold in das Haus geholt habe. Aber der Bauer mochte von einem Kobold nichts wissen. Deshalb beschloss er, sich desselben zu entledigen. Er ging also nicht in die Stube, sondern nach dem Raum, wo er unter der Treppe den Sack hingesezt hatte. Derselbe stand auch ruhig da, sowie er dort abgeladen war, der dreibeinige Hase war aber verschwunden.

Der Bauer lud den Sack wieder auf den Wagen, zog die Pferde aus dem Stall, spannte an, und fuhr nach der Stelle hin, wo er den Sack gefunden hatte. Er lud ihn dort wieder ab, kehrte dann mit dem Gefährt um und kam mit dem leeren Wagen glücklich nach Hause. Fortan hat er von dem Kobold nie mehr etwas gesehen.

Anna Veckenstedt

Koboldsage V

In einem Dorfe bei Magdeburg lebte ein Bauer mit seiner Frau, welche so vorwärts gekommen waren, dass sie für wohlhabend gelten konnten: man wusste aber auch, auf welchem Wege sie zu ihrer Wohlhabenheit gekommen waren, denn sie hatten einen Kobold. Nun hatte sich ihr Sohn verheiratet, denn er war in die Jahre gekommen, und zur rechten Zeit stellte sich denn auch bei den jungen Leuten ein Kind ein. Da wurde grosse Taufe gemacht. Als der Schmaus soweit war, dass man zu Butter und Käse griff, sah der eine von den Taufgästen, wie die alte Bäuerin plötzlich hinter den Ofen ging und darauf mit einem Butterstück wieder hinter demselben hervortrat. Das Stück Butter war noch nicht angeschnitten. Bevor es die alte Frau auf den Tisch setzte, machte sie drei Kreuze darüber. Daran merkte der Taufgast, dass dieses Butterstück vom Kobold sei und dass die alte Frau die drei Kreuze darüber gemacht hatte, damit niemand merke, dass man ihnen Koboldbutter vorsetze. Er griff nun wohl auch darnach und schmierte sich davon eine Stulle, aber als er davon abbiess, kam ihm der Gedanke wieder in den Kopf, dass er Butter essen solle, welche der Kobold ausgekelkst hatte. Da blieb ihm der Happen in der Kehle stecken: er würgte und würgte daran herum, aber es war vergeblich, der Happen rutschte nicht hinunter: er kam in die Gefahr zu ersticken. Endlich gab er den Happen wieder von sich und hütete sich, von der Koboldbutter wieder zu essen.

Frau Adler sen.

Koboldsage VI

In einem Dorfe bei Zerbst lebte ein Bauer, welcher sehr wohlhabend war und dabei alle Jahre reicher wurde. Obgleich er gar nicht viel Acker und Wiesen hatte, so war doch seine Scheune stets mit Korn gefüllt und alle Böden über den Ställen waren voll Futter. Dabei gedieh das Vieh auf dem Hofe und der Bauer konnte mehr fette Kühe verkaufen, als die andern Bauern alle zusammengenommen. Darum merkten die Bauern im Dorfe, dass auf dem betreffenden Gehöft der Kobold sein müsse, welcher dem Bauer alles zutrage.

Eines Tages nun geschah es, dass auf das Gehöft des Nachbars von diesem Bauer eine fremde bunte Katze kam. Da sich der Kobold oft als Katze zeigt und niemand das Tier kannte, welches auf dem Gehöft des Bauers war, so dachte sich dieser, die Katze müsse der Kobold des reichen Bauern sein, der auf sein Gehöft gekommen sei. Das schien ihm eine günstige Gelegenheit zu sein, den reichen Bauer um sein Glück zu bringen. Er machte sich daran, die Katze zu fangen, und als ihm das glücklich gelungen war, steckte er sie in einen Sack, welchen er schon dazu bereit gehalten hatte. Darauf rief er sein ganzes Gesinde herbei und sagte den Leuten, was er für einen Fang gethan habe. Nun wurde der Sack fest zugebunden, dann warf ihn der Bauer mitten auf den Hof hin und nun schlug alles mit Dreschfliegeln, Knüppeln und dicken Stöcken auf die Katze los, bis sich nichts mehr im Sacke rümpelte und regte.

Als die Katze tot war, ging der Bauer mit dem Sack nach dem Mist und schüttelte ihn dort aus. Da lag nun die Katze tot da und alle freuten sich, dass es nun mit dem Glück des reichen Bauers vorbei wäre. Darauf gingen alle wieder an ihre Arbeit. So mochte etwa eine Stunde vergangen sein. Der Bauer wollte nach der Scheune gehen und kam dabei an dem Mist vorbei. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er sah, dass die Katze verschwunden war! Da merkte er [78] denn, dass er den Kobold wirklich im Sacke als Katze gehabt habe, aber auch, dass man einem Kobold nichts ernsthaftes anhaben kann.

Anna Veckenstedt

Koboldsage VII

In einem Dorfe bei Magdeburg hatte ein Bauer einen Kobold. Der Bauer mochte aber den Kobold nicht leiden, soviel ihm derselbe auch zutrug. Man sagte auch, dass der Kobold eigentlich nicht auf das Gehöft des Bauers gehöre, denn derselbe sei erst bei der Hochzeit dorthin gekommen. Der Bauer hatte nämlich von einem andern Dorfe her geheiratet. Seine Braut war ein reiches Mädchen, und damit es auch mit der neuen Wirtschaft gut gehe, hatte der Bauer seiner Tochter den Kobold mit auf das Gut gegeben, wo sie als Bäuerin war. Später zog der alte Bauer ganz und gar zu den jungen Leuten hin, denn seine Frau war gestorben und er hatte keine Lust, sich allein auf seiner Wirtschaft noch herumzuquälen. Dieser alte Bauer muss auch sonst noch mancherlei gekonnt haben, wovon andre Leute nichts wissen. So kam einmal einer von den Arbeitsleuten des Bauers vom Felde heim. Er musste an dem Gehöft des Bauers vorbei. Als er an das Haus kam, sah der alte Bauer aus einem Fenster heraus, welches an

dem einen Ende des Hauses war. Der Arbeiter wollte mit dem alten Bauer über etwas sprechen und redete ihn darum an, aber derselbe antwortete nicht. Da der Arbeiter schon wusste, dass es mit dem alten Bauer nicht seine Richtigkeit habe, so ging er ruhig weiter. Aus dem Fenster am andern Ende des Hauses blickte der junge Bauer heraus. Derselbe rief dem Arbeiter zu, er solle einmal herein kommen, denn er habe ihm was zu sagen. Der Arbeiter trat ein. Aber wer beschreibt seinen Schreck, als er in der Stube, auf der Bank am Ofen, den alten Bauer sitzen sah, den er eben noch auf der andern Seite des Hauses aus dem Fenster hatte blicken sehen. Der alte Bauer sass ruhig da und rauchte seine Pfeife.

Aber es hat mit dem alten Bauer kein gutes Ende genommen, denn eines Tages hat er sich tot gefahren und auch der junge Bauer ist früh gestorben. Dem mag es wohl der Kobold angethan haben, weil er denselben nicht leiden mochte.

Rose

Sagen aus der Provinz Sachsen III

Das Johannisopfer

In Dornburg, einem Dorfe in der Nähe von Barby, ist einstmals die Kirche versunken; an der Stelle, wo dieselbe stand, hat sich ein tiefer See gebildet, welcher noch jetzt der Kirchsee genannt wird. Dieser See forderte früher jedes Jahr sein Opfer, und zwar am Johannistage. Das Opfer war aber stets ein Knabe aus dem Dorfe. Wie es nun gekommen ist, dass seit vielen Jahren kein Knabe mehr im See ertrunken ist, das erzählt man sich folgendermassen.

Als der alte Pastor im Dorfe gestorben war, hatte die Gemeinde einen neuen Pastor bekommen. Derselbe liebte das Angeln sehr, und so ging er denn jeden Tag an den Scharlach- oder Kirchsee, wenn es die Jahreszeit und das Wetter nur immer erlaubten, und angelte dort. Einstmals, es war gerade am Johannistage, sass er auch am Ufer des Kirchsees und ging seinem Vergnügen mit der Angel nach. Alles war still um ihn her; da sah er, wie plötzlich zwei grosse Fische aus dem Wasser auftauchten, von welchen der eine zu dem andern sprach: „Der Tag und die Stunde ist da, aber der Knabe fehlt.“

Der Pastor war über das, was er gesehen und gehört hatte, so erschrocken, dass er eiligst die Angel aufzog und sich anschickte, nach Hause zu gehen. Indem kam ein Junge aus dem Dorfe auf den See zu. Der Pastor fragte denselben, wo er hin wolle. Der Junge antwortete, dass er sich im Kirchsee baden werde, wenn der Herr Pastor nach Hause gegangen sei. Nun musste der Pastor an die Worte des Fisches denken: er ahnte Schlimmes. Deshalb beschloss er, wenn es in seiner Macht stände, das Unglück abzuwenden. Er sagte also dem Jungen, er wolle noch nicht nach Hause gehen, sondern sich in das Gras legen und ein wenig lesen. Er möchte ihm deshalb ein gewisses Buch aus der Pfarre holen.

Der Junge ging nach der Pfarre und forderte von der Frau Pastorin das bestimmte Buch. Als er damit zurückkam, sagte ihm aber der Pastor, er hätte ihm ein falsches Buch gebracht, er möchte doch noch einmal nach der Pfarre gehen und sich das richtige Buch geben lassen. Der Junge ging richtig wieder nach der Pfarre, aber wiederum erklärte der Pastor, als er mit dem Buche zurückkam, auch dies Buch sei nicht das richtige. Darauf schickte er den Jungen zum drittenmale nach der Pfarre. Als der Junge diesmal mit dem Buche kam, sagte der Pastor, das sei das richtige Buch, er wolle jetzt ein wenig darin lesen. Da sich nun der Junge doch nicht in dem Kirchsee baden konnte, wenn der Pastor dort war, so gab er das Baden auf und ging nach Hause.

Inzwischen brach die Dämmerung herein und nun machte sich auch der Pastor auf den Heimweg.

So war der Kirchsee um sein Opfer gekommen, und es ist auch später nie mehr ein Knabe darin ertrunken, aber der Pastor ist bald darauf gestorben. Also müssen die beiden Fische in dem Kirchsee doch ihre Rache an dem Pastor genommen haben.

Rose

Die Klage

Die Schäfer, welche die Nächte bei ihren Schafen auf dem Felde zubringen, hören und sehen gar manches, wovon die andern Menschen nichts wissen. So berichtete auch ein alter Schäfer, es gebe ein Wesen, welches nicht ganz Mensch, aber auch nicht ganz Tier sei. Dieses Wesen sei die Klage; dieselbe lasse sich nur des Nachts auf dem Felde hören, und auch nur dann, wenn weit und breit niemand mehr dort sei und nur noch der Schäfer in seiner Karre wache. Wenn sich die Klage vernehmen lasse, so höre sich das an, als ob einem Menschen etwas angethan sei, der nun in seiner Not die klagenden Töne ausstosse. Wenn man das höre, so müsse man sich ganz still verhalten, sonst habe man Schaden davon.

So sei er auch einstmals des Nachts in der Karre bei seinen Schafen gewesen, die er eingehürdet gehabt habe. Er hätte früher von der Klage nichts gewusst. Da habe er plötzlich ein lautes Klagen gehört. Weil er geglaubt habe, es sei jemand in Not, so sei er vor die Karre getreten und habe laut gerufen: „Wer ist da?“ Da niemand geantwortet habe und auch sonst alles still geblieben sei, so sei er wieder in seine Karre gekrochen und wäre eingeschlafen.

Plötzlich sei er aufgeschreckt, denn die Schafe wären in den Hürden hin und her gestürmt, wie er deutlich gehört habe. Sogleich sei er aus der Karre gekrochen und habe die Schafe zu beruhigen versucht. Aber die hätten nicht auf ihn gehört. Darauf hätte er seine Hunde angerufen, aber die Hunde hätten sich um ihn nicht gekümmert, sondern sich winselnd unter der Karre verkrochen. Die Schafe seien immer aufgeregter geworden und endlich mit solcher Gewalt gegen die eine Hürde gestürmt, dass die Pflöcke nicht gehalten und die Hürde zerbrochen sei. Darauf hätten sich die Schafe ängstlich an der Karre in einen dichten Knäuel zusammengedrängt. Erst gegen Morgen sei es ihm möglich gewesen, die Schafe wieder in die Hürde zu treiben, welche er ausgebessert habe, so gut es gegangen sei.

Als er das alles später einem alten Schäfer erzählt hätte, habe dieser ihm gesagt, dass er die Klage gehört habe. Wenn er dieselbe wieder hören sollte, so dürfe er nicht thun, als ob er etwas vernommen habe, dann würden auch seine Schafe ruhig bleiben.

Er habe sich danach gerichtet und fortan sei ihm auch mit den Schafen und Hunden nichts mehr zugestossen, wenn sich die Klage habe vernehmen lassen.

Krelle

Die weisse Gestalt

In der Nähe von dem Städtchen Loburg liegt der Ort Bomsdorf. Bei diesem Dorfe steht eine Fichtenheide, in welcher es nicht recht richtig ist. Wenn man des Abends in die Heide geht, so sieht man ein weisses Bett vor sich, welches mit weissen Linnen gedeckt ist. Auf diesem weissen Bett liegt eine weisse Gestalt und man sieht nicht, ob es ein Mann oder eine Frau ist. Wenn man die weisse Gestalt sieht, so muss man umkehren und die Heide verlassen, sonst giebt es ein Unglück. So hat einmal ein Bauer aus dem Dorfe alles genau sehen wollen und ist an das weisse Bett herangetreten. Aber in dem Augenblicke ist alles verschwunden gewesen, und als

der Bauer nach Hause kam, hat er das Fieber gehabt und lange schwer krank danieder gelegen. Darum hütet man sich jetzt, dort des Abends in die Heide zu gehen.

Rose

Das Hühnenbett

Nicht weit von Zerbst liegt das Dorf Gehren und etwa zehn Minuten von dem Dorf entfernt befindet sich ein grosses Hühnenbett. Das Hühnenbett soll folgendem Vorgang seinen Ursprung verdanken. Als die Wenden noch in jener Gegend lebten, kam einmal ein Riese oder Hühne dorthin. Derselbe war stärker als die Wenden und wollte diese zwingen, ihm zu dienen. Da fielen die Wenden über ihn her und schlugen den Riesen oder Hühnen tot. Zum Andenken daran haben dann die Wenden an dem Orte, wo dies geschehen ist, das grosse Steinmal errichtet.

Man erzählt auch, dass der Riese oder Hühne viel Kostbarkeiten gehabt habe, welche die Wenden dem Toten mit in das Grab gegeben hätten. Nun habe man einst nach diesen Kostbarkeiten gegraben, aber schon in der nächsten Nacht soll der Riese oder Hühne im Dorfe umgegangen sein und gespuht haben. Seit dieser Zeit wagt niemand mehr an der Stelle nachzugraben und die Ruhe des Toten zu stören.

Edm. Veckenstedt

Das Hühnenschwert

In der Nähe von Gehren ist ein Hühnenbett, in welchem viel Schätze vergraben sind. Man hat auch nach denselben gegraben; dabei hat man unter einer Steinplatte ein mächtiges Schwert gefunden. Das Schwert hat einen silbernen Griff gehabt. Aber der Finder hatte keine Freude daran denn allnächtlich ist ihm der Hühne, welchem das Schwert gehört, erschienen und hat ihm die Worte zugerufen: „Gieb mir mein Schwert wieder!“ Das hat der Mann nicht zu ertragen vermocht, und so hat er denn das Schwert wieder an Ort und Stelle vergraben. Seit der Zeit hat er vor dem toten Hühnen Ruhe gehabt.

Edm. Veckenstedt

Die alte Turmmauer

In der Nähe von Eikendorf, einem Dorfe nicht weit von Schönebeck, steht eine alte hohe Mauer, welche von einem Turm herrührt, der hier gestanden hat. Diese Mauer steht nun da, als ob sie von Eisen wäre; wie auch der Regen darauf niederfällt und der Sturm daran rüttelt, kein Steinchen bröckelt davon ab. Nun hat man es doch einmal versucht, Steine von dieser Mauer loszubrechen, aber jeder Stein, den man zum Dorfe geschafft hatte, um ihn daselbst zu

verwenden, blieb dort nicht ruhig liegen, sondern wälzte sich so lange um sich selbst, bis man ihn wieder nach dem alten Gemäuer geschafft und an seine frühere Stelle gebracht hatte. Deshalb vergreift sich niemand mehr an dem alten Gemäuer.

Schulze

Sagen aus der Provinz Sachsen IV

Das Verschwören Gottes

Man weiss wohl, dass es Hexen gibt und manche Frau möchte es auch gern sein, aber sie weiss nicht, wie sie es werden soll: manche Frau hat aber schon als Kind Gelegenheit dazu gehabt, und ist es doch nicht geworden. So erzählte eine Bäuerin, wie sie schon als Kind eine Hexe hätte werden können. Ihre Grossmutter habe nämlich dazumal in einem kleinen Hause von dem Ausgedinge gelebt. Dieselbe sei oft zu ihrer Mutter auf das Bauerngehöft gekommen und habe sie dann gewöhnlich mit sich genommen. Waren sie nun in dem Häuschen der Grossmutter gewesen, so habe sich dieselbe erst mit ihr etwas erzählt, dann aber mit sich auf den Boden genommen. In der Mitte des Bodens habe ein grosser neuer Topf gestanden, derselbe sei aber umgestülpt gewesen. Die Grossmutter habe sie dann an die Hand gefasst, sei mit ihr immer im Kreise um den Topf herumgegangen und habe sie aufgefordert, ihr die Worte nachzusprechen:

„Ick verschwäre Gott

Un glöwe an disen neien Pott.“

Sie sei aber damals schon klug gewesen und habe die Worte nicht nachsprechen wollen. Wenn sie auch nicht gewusst habe, was das alles zu bedeuten gehabt hätte, so habe sie doch gemerkt, dass mit ihrer Grossmutter nicht alles richtig sei, und sie habe sich auch gefürchtet, Gott zu verschwören.

Ihre Grossmutter habe aber ihren Willen durchsetzen wollen, sie zu wiederholten Malen auf den Boden geführt und aufgefordert, Gott zu verschwören. Einstmals habe sie aber alles ihrem Vater erzählt. Der habe geantwortet: „Also is et doch war, wat die Lide von unse Mudder vertellen. Da wullen wie balle helfen. Wenn die Grossmudder Di wädder met up den Bodden nämmt, denn sägst Du:

„Ick verschwäre Ju un den neien Pott

Un glöwe an Gott.“

Das habe sie denn auch gethan. Aber kaum hätte sie die Worte gesagt gehabt, so wäre ihre Grossmutter wütend geworden und habe ihr zugerufen: „Du verfluchte Kräte, glik mockst Du, det Du von den Bodden kämmst, sis schmiet ik di runder!“

Sofort sei sie von dem Boden geeilt und nach Hause gelaufen. Ihr Vater, dem sie alles erzählt habe, sei froh gewesen, dass es so gekommen wäre und habe ihr auch gesagt, sie könne sich darüber freuen, denn ihre Grossmutter habe eine Hexe aus ihr machen wollen.

Fortan habe die Grossmutter sich nicht mehr um sie gekümmert.

Frau Adler sen.

Das Hexenmahl

Bei einem gewissen Bauer diente ein Knecht, welcher davon gehört hatte, dass die Bäuerin eine Hexe sei. Um nun die Hexenfahrt am ersten Mai nach dem Blocksberge mitzumachen, belauschte der Knecht die Bäuerin in der betreffenden Nacht. Als diese sich auf den Besenstiel gesetzt hatte und mit den Worten: „Oben nut un nergens dran“ zum Schornstein hinausgefahren war, setzte sich der Knecht auf die Ofengabel und ritt mit den Worten ihr nach: „Oben nut un allerwärts dran!“ Das wurde nun eine schöne Fahrt, denn der Knecht stiess richtig im Schornstein allerwärts an, so dass er schliesslich denselben wieder herunterfiel.

Da er nun gemerkt hatte, dass sein Spruch nicht richtig gewesen war, er aber doch gern die Hexenfahrt mitmachen wollte, so setzte er sich noch einmal auf den Besenstiel zurecht und sprach dann: „Oben nut un nergens dran.“ Nun aber ging der Ritt trefflich von statten, und ehe sich's der Knecht versah, war er auf dem Blocksberge, und zwar an der Stelle, wo die Hexen ihr Wesen trieben. Kaum war er von seiner Ofengabel abgestiegen, so erblickte ihn seine Bäuerin und sagte zu ihm: „Junge, wu kummst du denn her?“ Der aber antwortete: „Ick wolle oh mâl metmâken.“ „Nun denn kumm man her“, sagte die Bäuerin, „und help. Du kannst hier Hersche rihren.“ Mitten auf dem Platze, auf welchem die Hexen ihr Wesen trieben, stand nämlich ein grosser Topf, in welchem die Hexen Hirse kochten. Da musste denn nun unser Knecht heran und die Hirse im Topfe rühren. Endlich war die Hirse gar und nun assen alle Hexen davon; auch der Knecht bekam seinen Teil. Dann fingen die Hexen an zu tanzen, immer um den Topf herum, bis es Zeit war zum Aufbruch; alsdann wurde die Rückfahrt angetreten.

Am andern Morgen wurde der Bursche zur rechten Zeit geweckt, er war aber noch so müde, dass er zu dem Bauer, welcher ihn geweckt hatte, sagte: „Lot mi man noch en bettchen schlâpen, nâchens will ick Juch ok ganz ville vertellen.“

Weil es nicht gerade mit der Arbeit drängte, liess ihn der Bauer denn auch noch ruhig im Bett liegen. Als der Knecht endlich ausgeschlafen hatte, stand er auf und ging an die Arbeit. Bei Gelegenheit erzählte er dem Bauer alles, was er in der Mainacht erlebt hatte. Der aber schien sich gar nicht zu wundern und fragte ihn nur: „Hâst Du denn ok Hersche met efrâten?“ „Jo“, antwortete der Knecht. Der Bauer aber entgegnete: „Wer wett, wat du vor Sackbänder met efrâten hâst.“

Der Bauer liess sich weiter nichts merken, aber bei der nächsten Gelegenheit kündigte er dem Knecht doch den Dienst.

Frau Adler sen.

Die erkannte Hexe

Die Mutter einer Bäuerin lebte in einem Dorfe bei Magdeburg von ihrem Ausgedinge. Sie hatte ein kleines Gehöft für sich und war so gut gestellt, dass sie sich sogar eine Kuh halten konnte. Da sie aber schon alt war, so butterte sie nicht mehr selbst, sondern bestellte sich dazu stets die Magd von ihrer Tochter, wenn sie genug Milch zum Buttern hatte. So hatte sie eines Tages auch wieder die Magd zum Buttern bestellt. Die Magd wollte zu ihr gehen und kam dabei durch den Garten. Im Vorbeigehen pflückte sie sich etwas Dill ab und steckte diesen in ihren Busen, so

dass ihn niemand sehen konnte, denn sie roch den Dill so gern.

Nun hat aber der Dill die Eigenschaft, dass er jede Hexe kenntlich macht. Das aber wusste die Magd gar nicht.

Die Magd ging also auf das Häuschen zu, wo sie buttern sollte. Die alte Frau stand auch schon vor der Thür und wartete auf sie. Sobald dieselbe die Magd erblickte, rief sie ihr schon von weitem zu: „Du olles Luder, wat wist Du denn bei mi? Wist Du balle mâken, det Du nâ Huse kâmmst? Dien Flesch is jo ganz bedillt!“

Die Magd wusste nicht, wie ihr geschah; sonst war immer die alte Frau so gut zu ihr gewesen und nun wurde sie von derselben ausgeschimpft. Sie kehrte also um, ging nach Hause und sagte dem Bauer und der Bäuerin, wie sie die alte Frau fortgewiesen und beschimpft hatte. Der Bauer aber wusste Bescheid; er sagte zu der Magd: „Sich man stille, nu wetten wie et jo, die olle Frau is enne Hexe.“

Frau Adler sen.

Sagen aus der Provinz Sachsen V

Die Hexe unter dem Birnbaum

Was die Hexen alles können, das glaubt mancher Mensch gar nicht, und man würde es selbst nicht glauben, wenn man es bloss erzählen hörte, und nicht selbst erlebt hätte. So erzählte ein Mann, der selbst dabei gewesen war, aus seiner Jugendzeit folgende Geschichte.

In einem Dorfe – nicht weit von Magdeburg – habe eine alte Frau für sich von dem Ausgedinge gelebt. Dieselbe habe in dem Rufe gestanden, dass sie eine Hexe sei. Sonst sei aber die Frau ganz ordentlich gewesen und habe sogar auf dem Gehöft ihrer Tochter jeden Abend beim Melken geholfen. In dem Garten der alten Frau stand ein Birnbaum, dessen Birnen ganz besonders schön waren. Einige von den jungen Burschen des Dorfes hätten sich diese Birnen gar zu gern geholt, als dieselben reif waren. Damit sie nun nicht bei dem Stehlen der Birnen erwischt werden könnten, fragten sie das Mädchen, welches auf dem Gehöft diente, wo die alte Frau bei dem Melken zu helfen pflegte, ob denn dieselbe auch jeden Tag komme und um welche Stunde gegen Abend man zu melken gewohnt sei. Die Magd gab auch alles genau auf Stunde und Minute an und versicherte noch einmal, dass die alte Frau jeden Tag zur Aushilfe käme.

Am nächsten Tage wollten die jungen Burschen ihr Vorhaben ausführen und schlichen um die bestimmte Zeit in den Garten. Aber als sie an den Birnbaum kamen, da lag die alte Frau unter demselben, und zwar mit dem Gesicht nach unten. Da bekamen sie einen furchtbaren Schreck, kehrten um und liefen eilig davon. Den folgenden Tag schalten sie die Magd aus, dass dieselbe sie falsch berichtet hätte; die alte Frau käme gar nicht jeden Tag zum Melken, sie hätten sie um die angegebene Zeit unter dem Baume liegen gesehen. Aber die Magd antwortete ihnen: „Wat ick Juch esägt hääbe, is alles so. Die olle Frau is gistern ok hier ewest und hätt uns ehulpen. Ji kinnen Juch denken, wat Ji willen, abber ick sägge Juch, Ji warn woll keen Glick hebben, wenn Ji wat stälen willen, wu de Frau ne Hexe is. Harren Ji die Frau umekehrt, di Ji under den Bärnboom esiehen hääben, denn warren Ji wol wätten, wer dâ elähen hätt.“

Fortan wagte sich niemand mehr in den Garten der alten Frau hinein.

Frau Adler senior

Die Milchhexe

Dass es Hexen gibt, weiss jeder, aber was die alles können, das weiss nicht ein jeder; auch eine Bäuerin in einem Dorfe bei Magdeburg sollte das einmal erfahren. Dieselbe hatte nämlich eine Kuh, welche sich vor den andern dadurch auszeichnete, dass sie stets noch einmal soviel Milch gab als die andern Kühe, auch war die Milch immer ganz besonders fett. Deshalb stellte sie die Milch von dieser Kuh auch immer in besonderen Satten auf.

Eines Tages kam eine andere Bäuerin zu ihr, von der man immer schon sagte, dass sie eine Hexe

wäre. Als diese die aufgestellte Milch sah und bemerkte, dass einige Satten gesondert standen und dass auf der Milch in derselben der fetteste Rahm war, da sagte sie: „I wat hebben Ji doch dâ for scheene Melk, wenn ick doch ok man een mâl sonne Melk harre.“ Dann hielt sich die Bäuerin noch ein wenig auf und ging darauf nach Hause.

Der Bäuerin, welche die Kuh hatte, schwante gleich nichts Gutes, als ihr Besuch die Worte gesagt hatte, aber was sollte sie sich erst wundern, als die Magd am Abend nach dem Milchen zu ihr kam und sagte: sie wisse nicht, was das sei, die Kuh gebe keine Milch mehr und früher hätte sie doch die meiste gegeben. Nun wusste die Frau genau, woran sie war. Sie befragte sich also, was man gegen das Verhextsein thun könne, und als sie alles erfahren hatte, handelte sie danach. So ging sie denn zu der betreffenden Frau hin und bat diese um ein wenig Dill, da sie zu Hause keinen mehr hätte. Die Frau gab ihr auch den Dill. Darauf füllte sie den Herdkessel voll Wasser, machte Feuer an, warf in das Wasser den Dill und dazu Salz und Heukaff. Es währte nicht lange, so fing es im Kessel an zu kochen und bald schäumte es darin nur so. Aber die Bäuerin wusste Bescheid, füllte den Schaum stets mit dem Löffel ab und goss ihn zur Küchenthür hinaus. Nach einer Weile hob sie den Kessel vom Feuer und scheuerte mit dem Wasser, in welches sie den Dill, das Salz und das Heukaff gethan hatte, alle ihre Milchgefässe aus; das Wasser, womit sie das that, goss sie aber stets zur Thür hinaus.

Fortan gab ihre Kuh wieder die meiste und beste Milch im ganzen Dorfe, aber am seltsamsten war es, dass fortan die Kuh der Milchhexe keine Milch mehr gab, so dass sie dieselbe verkaufen musste.

Eberth

Die verhexte Kuh

Einstmals hatte sich ein wohlhabender Häusler in einem Dorfe bei Magdeburg eine Kuh auf dem Markte in der nächsten Stadt gekauft. Als er die Kuh in seinem Stalle hatte, konnte er sich über den Kauf freuen, denn die Kuh war glatt und blank und frass tüchtig. Sie nahm auch zu und wurde immer besser im Stande. Als nun die Zeit kam, wo er sie zu dem Bullen führen musste, trieb er sie nach dem Gehöft, wo der Bulle war. Da begegnete ihm auf der Strasse eine alte Frau, von der es hiess, dass sie eine Hexe sei. Als diese die Kuh erblickte, rief ihr dieselbe zu: „Det is also Jue Kue? Die hebben Ji wol ok for Mest und Drek ekoft. Wat fiddern Ji denn die erscht noch lange!“

Der Mann liess die Kuh bespringen, aber ein Kalb hat er von derselben nicht gehabt, denn von der Stunde an, wo die Frau das zu ihm gesagt hatte, nahm die Kuh so ab, dass er sie schlachten musste. Das war aber davon gekommen, dass die alte Frau die Kuh behext hatte.

Frau Adler senior

Das Totenhemd

In einem Dorfe bei Leitzkau lebten einst zwei Schwestern. Es ging ihnen kümmerlich, denn sie

spannen um Lohn für andere Leute. Das hatten sie viele Jahre hindurch gethan und waren dabei alt und grau geworden. Aber ganz ehrlich waren sie nicht gewesen, denn wenn sie von dem Flachse, welcher ihnen zum Spinnen gegeben war, etwas hatten bei Seite bringen können, so war das geschehen. Aus diesem so gewonnenen Flachs hatten sie das feinste Garn gesponnen und sich daraus Leinwand weben lassen die so fein war, wie Niemand solche im Dorfe hatte.

Eines Tages war eine von diesen Schwestern gestorben. Ihr Sterbehemd wurde aus dieser feinen Leinwand gefertigt. Am dritten Tage wurde sie begraben. Allein die Tote fand keine Ruhe im Grabe. Jeden Tag um die Zeit, wo es schummerig ward, öffnete sich leise die Thür zu dem Zimmer, in welchem ihre Schwester sass und spann, und dann sah dieselbe deutlich, wie ihre verstorbene Schwester im weissen Totenhemde in das Zimmer trat und in demselben unruhig auf- und abging. Nach einem Weilchen verschwand sie dann wieder. Zuletzt vermochte die noch lebende Schwester das nicht mehr zu ertragen. Sie ging zum Pastor und klagte diesem ihre Not. Der Pastor sagte, er wolle versuchen, der Toten die ewige Ruhe zu verschaffen.

Um die Dämmerungstunde stellte sich der Pastor bei der alten Spinnerin auch richtig ein. Er hatte die Bibel mitgebracht. Es währte auch nicht lange, so ging die Thüre leise auf, und die Verstorbene trat ein in ihrem weissen Totenhemde. Aber der Pfarrer schritt auf dieselbe zu, die Bibel in der Hand und redete sie mit den Worten an: „Irrer Geist, was willst Du?“

Darauf antwortete die Tote mit leiser Stimme: „Ich will mein ehrliches Hemd haben.“

Der Pastor stellte dreimal dieselbe Frage, und dreimal antwortete ihm die Tote mit denselben Worten, darauf ging sie schweigend zur Thür hinaus.

Nun aber gestand die Schwester dem Pastor alles, wie sie von dem Flachs etwas beiseite gebracht hätten und dass auch das Totenhemd aus dem Garn gewebt sei, welches sie aus diesem Flachs gesponnen hätten. Da blieb denn nichts übrig, als dass man das Grab öffnen und die Tote mit einem ehrlichen Hemde bekleiden musste. Sobald das geschehen war, hatte die Tote ihre Ruhe im Grabe.

Frau Adler senior

Die Totenbeschwörung

Es gibt ein Buch, das nennt man den Charakter, und wer denselben hat, der kann mehr denn andere Menschen. So erzählte ein Bauer in einem Dorfe bei Magdeburg, dass er von seinem Vater oftmals und stets mit denselben Worten folgendes gehört habe.

Als er noch als junger Mann in einem Städtchen, nicht weit von Magdeburg, im Dienst gestanden habe, hätte er mit einem jungen Manne in seinem Alter Umgang gehabt. Er habe bald gemerkt, dass derselbe mehr könne als jeder andere. So wären einmal ihrer mehrerer von den jungen Leuten zusammen gewesen, an einem Sonntag Abend. Da sei das Gespräch darauf gekommen, ob man auch die Toten herbeirufen könne. Sein Bekannter habe gesagt, das sei möglich und er wolle es ihnen zeigen. Mittlerweile sei es spät geworden, aber der Betreffende habe sie immer noch hingehalten, bis es elf geschlagen hätte. Dann habe er einen Jeden von ihnen gefragt, welchen Toten er sehen wolle. Da hätte denn der eine diesen, der andere jenen

von seinen Bekannten genannt, die gestorben waren. Darauf hätten sich alle im Kreise um seinen Bekannten herumsetzen müssen. Dann habe er ein Buch genommen und darin gelesen. Das Buch aber sei ein Charakter gewesen. Er habe gar nicht lange in dem Buche gelesen, da habe sich die Thüre aufgethan und dann sei ein Toter nach dem andern hereingetreten, deutlich erkennbar, und zwar in der Reihenfolge, wie ihre Namen früher angegeben seien. Die Toten seien um sie im Kreise herumgegangen und zwar so dicht an ihnen vorbei, dass dieselben sie fast gestreift hätten. Da hätten ihnen vor Angst die Haare zu Berge gestanden. Nun aber seien alle Toten im Zimmer gewesen, die sie zu sehen gewünscht hätten. Als kein Toter mehr gekommen wäre, habe der, welcher sie gerufen hatte, den Charakter rückwärts gelesen. Darauf hätten sich die Toten langsam wieder aus dem Zimmer entfernt. Sie hätten noch ein Weilchen wie erstarrt auf ihren Plätzen stillgesessen, dann aber gemacht, dass sie zur Thür hinausgekommen wären. Fortan hätten sie nicht mehr begehrt, von solchen Dingen etwas zu wissen.

Richter

Sagen aus der Provinz Sachsen VI

Der Charakter

Wer einen Charakter hat, der kann damit alles erreichen, was er will, aber früher oder später trifft ihn dafür das Unglück, weshalb er gut thut, sich des Charakters bei Zeiten zu entledigen. So diente einmal auf einem Gute in einem Dorfe bei Magdeburg ein Knecht, welcher einen Charakter hatte. Infolgedessen war kein Schloss vor ihm fest, und wenn er mitten in der Nacht den Jungen auf den Boden schickte, dass ihm derselbe Hafer für die Pferde stehlen sollte, so fand der Junge das Schloss offen, welches doch jeden Abend von dem Verwalter fest zugeschlossen war. Davon kam es denn auch, dass die Pferde des Knechtes stets die bestgenährten im ganzen Stalle waren und auch am besten zogen, so dass jeder andere Knecht auch gern einen Charakter gehabt hätte.

Eines Tages waren nun einmal die Knechte nach Holz gefahren. Der Abend war schon hereingebrochen, denn der Weg war weit, und noch waren sie eine ziemliche Strecke von ihrem Dorfe entfernt. Wie das so bei dem Holzfahren zuzugehen pflegt, so war es auch hier geschehen, die Knechte hatten sich angetrunken. Wenn man aber einen zu viel getrunken hat, dann hat man ganz andern Mut als sonst und spricht von Dingen, über welche man sonst den Mund zu halten pflegt. So ging es auch mit unserem Knechte, welcher den Charakter hatte. Ihm ging der Mund über und er wusste gar nicht genug zu erzählen, was er alles könnte. Indem er noch so redete, kam plötzlich ein heftiger Windsturm dahergebraust, obschon es sonst ganz ruhige Luft war, und fasste den Knecht so, dass er hinstürzte und gerade vor das Rad fiel. Die andern Knechte sprangen zwar gleich zu, einige hielten die Pferde an, die andern stemmten sich gegen den Wagen, so dass es ihnen auch glücklich gelang, den Knecht davor zu bewahren, dass das Rad über ihn weg ging; aber er hatte sich doch bei dem Fall schweren Schaden gethan und musste längere Zeit daran leiden.

Nun merkten die Knechte alle, dass es nicht gut sei, wenn jemand einen Charakter hätte, deshalb verlangte auch niemand mehr danach. Der Knecht, welcher so zu Schaden gekommen war, hätte sich jetzt gern des Charakters entledigt, aber wem er denselben auch anbot, es nahm ihn niemand.

Der Knecht ist denn auch später wieder verunglückt und hat dabei seinen Tod gefunden.

Fr. Adler

Der gebannte Dieb

Auf einem kleinen Hügel in der Nähe eines Dorfes bei Magdeburg steht eine Windmühle. Dieselbe war baufällig geworden, und so liess denn der Müller einige Mühlenbauer kommen, welche den Schaden ausbessern sollten. Die Leute verstanden auch ihre Sache und so wäre alles gut gewesen, wenn während der Zeit, wo an der Mühle gearbeitet wurde, nicht bald dieses, bald jenes Stück aus derselben fortgekommen wäre. Der Müller beschloss, der Sache auf

den Grund zu gehen, denn er verstand das Bannen.

Eines Tages sah der Knappe in aller Frühe aus dem Mühlenfenster. Da sah er vor der Mühle einen von den Mühlenbauern stehen, still und steif, als ob er kein Glied rühren könnte. Auf der Schulter trug er eine Axt, die er sicher gestohlen hatte, denn soviel der Knappe sehen konnte, gehörte dieselbe zur Mühle. Als der Knappe noch seine Betrachtung darüber anstellte, trat der Müller zur Thür heraus und rief den Mühlenbauer an: „Da haben wir ja den Spitzbuben!“ Dann trat er an denselben heran, nahm ihm die Axt ab und gab dem Gebannten darauf ein paar furchtbare Ohrfeigen. Da war der Bann gelöst, der Mühlenbauer konnte sich wieder rühren und lief nun eilig davon. „Warte, Du Spitzbube“, rief ihm der Müller nach, „Du kommst nicht wieder auf die Mühle.“

Fortan wurde nichts mehr auf der Mühle gestohlen.

Seeger

Das gestohlene Laken

Aus einer Mühle, welche nicht weit von einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg stand, wurde häufig etwas gestohlen, aber man konnte nicht heraus bekommen, wer der Thäter war. Nun war eines Tages ein neuer Knappe in die Mühle gekommen. Der Müller gab ihm ein neues Mehllaken und sagte ihm, er möchte doch darauf recht acht geben: es werde auf der Mühle gestohlen, besonders aber habe es der Dieb auf die neuen Mehllaken abgesehen. Die Thäter könne man nicht erwischen.

Der Knappe dachte bei sich: „Dir soll so etwas nicht vorkommen, Du willst schon aufpassen, dass Dir das Laken nicht gestohlen wird.“ Als es nun Abend wurde, legte er das Laken so hin, dass er es immer vor Augen hatte: dann machte er es sich bequem, schloss aber kein Auge, sondern wollte lieber die ganze Nacht wach bleiben, als sich das Laken stehlen lassen. Aber es kam doch anders. Als es am nächsten Morgen hell wurde, war das Laken richtig wieder fort. Ob der Knappe doch eingenickt war, oder was sonst geschehen sein mochte, das wusste der Knappe nicht, genug, auch er hatte das Laken am andern Morgen nicht mehr. Nun beschloss er aber, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen.

Am andern Tag nahm er alle sein Geld, welches er noch hatte, und ging damit zu einem Mann in der nächsten Stadt, von dem er gehört hatte, dass er Gewalt über Diebe hätte. Diesem gab er das Geld und erzählte ihm alles.

Der Mann sagte ihm nur: „Es ist schon gut, ich weiss schon alles, geh nur nach Hause, du wirst dein Laken wieder bekommen, dafür werde ich sorgen.“

Der Knappe ging nach seiner Mühle, und richtig, am andern Morgen hing das Laken auf dem Sterz.

Fortan wurde in der Mühle nichts mehr gestohlen.

Seeger

Die gespenstige Katze

In einem Dorfe bei Magdeburg lebte ein alter Schäfer. Derselbe war über Land gewesen und ging wieder dem Heimatdorfe zu. In seiner Begleitung befand sich ein Arbeiter aus dem Dorfe, mit dem er sich unterwegs etwas erzählte. Es war Abend geworden und der klare Mond stand am Himmel. So kamen sie an einer Wiese vorbei. Auf der Wiese, unfern des Weges, sass eine Katze. Der Arbeiter wollte nach der Katze schlagen, aber der alte Schäfer sagte ihm: „Thue das nicht, sonst geht es uns schlecht, mit der Katze hat es nicht seine Richtigkeit.“ Aber der Arbeiter hörte nicht darauf und schlug mit seinem Stocke nach der Katze, indem er noch dazu sagte: „Ick will doch mal sieen, ob ick de Katte nischt duen darf.“ So gut der Arbeiter nun auch gezielt haben mochte, er traf die Katze nicht. Das kam ihm seltsam vor, aber noch seltsamer war es, dass die Katze nun den beiden folgte. Sie hatten noch einen weiten Weg vor sich und hofften, die Katze werde sich unterwegs verlieren, aber so oft sie sich umblickten, immer war ihnen die Katze auf der Ferse, ja sie folgte ihnen auch dann noch, als sie durch ein Dorf gehen mussten. Endlich kamen sie in ihrem Heimatdorfe an. Dort mussten sie sich trennen. Der Arbeiter, welcher nach der Katze geschlagen hatte, war in Angst, dass ihm dieselbe noch etwas anhaben werde, aber das hatte der alte Schäfer nun schon gemerkt, dass ihnen die Katze nichts thun würde, deshalb sagte er zu dem Arbeiter: „Goch man ruhig nâ Huse, nu deit di de Katte nischt mehr.“ Darauf verabschiedeten sie sich von einander, die Katze aber folgte dem Arbeiter nach, welcher am Ende des Dorfes wohnte. Der alte Schäfer blieb noch ein Weilchen stehen und sah den beiden nach. Dann ging er auf sein Haus zu, welches an dem einem Ende der Kirchhofsmauer stand. Wie aber war er erstaunt, als er auf der Mauer dicht bei seinem Hause dieselbe Katze sitzen sah, von welcher er eben noch gesehen hatte, dass sie dem Arbeiter gefolgt war! Aber gethan hat auch ihm die Katze nichts.

Eberth

Der dreibeinige Hase

Zu einem Dorfe bei Magdeburg gehört auch eine Wassermühle, welche etwa zehn Minuten davon entfernt liegt. Von diesem Dorfe führte früher ein Weg nach der Mühle hin, auf dessen einer Seite eine Wiese liegt, welche eine Hecke von dem Wege schied, auf der andern Seite des Weges befand sich Unland. Auf diesem Unlande haben viele Leute, wenn sie des Abends zur Mühle gingen, dicht neben dem Wege einen dreibeinigen Hasen sitzen sehen. Da mit solchen Tieren kein Spassen ist, so gingen die Leute immer schweigend daran vorüber und thaten so, als ob sie den dreibeinigen Hasen nicht bemerkten. Auch die Magd eines Bauers hatte öfters des Abends den Gang nach der Mühle zu machen. Die Magd ärgerte sich nun aber über das Tier so sehr, dass sie eines Abends einen tüchtigen Knüppel mit sich nahm. Sobald sie den dreibeinigen Hasen sah, nahm sie den Knüppel und warf ihn mit aller Kraft nach dem Hasen. Im nächsten Augenblicke kam aber der Knüppel schon wieder angefliegen und die Magd erhielt einen furchtbaren Schlag in die Seite und auf den Arm. Da kehrte sie schnell um und lief weinend nach Hause.

Als sie dem Bauer, bei welchem die Magd diente, alles erzählt hatte, sagte ihr dieser: „Da siehst

Du, was Du nun davon gehabt hast. Lass fortan den dreibeinigen Hasen in Ruhe und er wird Dir auch nichts thun.“ Das Mädchen merkte sich das und so ist ihr denn auch nichts mehr auf dem Gange zur Mühle geschehen.

Fr. Adler

Der lahme Hase

Zwischen den Dörfern Vehlitz und Ziepel liegt unfern des Weges eine Kiesgrube. Dort war früher Unland, welches den Namen „der Totschlag“ hat. Es soll aber danach genannt sein, dass sich hier einst zwei Hirten mit ihren Hirtenstöcken erschlagen haben. Auf dieser Stelle hielt sich früher immer ein dreibeiniger Hase auf. Wenn man auf denselben zuing, so lief er nach Ziepel zu und verschwand dort. Weil er aber nur drei Beine hatte, so sprach man von ihm nur als von dem lahmen Hasen.

Chr. Adler

Sagen aus der Provinz Sachsen VII

Pumpput

Von Pumpput wissen sich Müller und Knapen gar viel zu erzählen; bald hat dieser Knappe dies von ihm gehört, bald jenes, und mancher Müller hat zu seinem Schaden erfahren, dass sein zugewanderter Knappe kein anderer als Pumpput gewesen ist, besonders wenn er mit demselben nicht gut umgegangen war oder ihm keine gute Bewirtung hatte angedeihen lassen.

So war Pumpput auch einmal bei einem Müller in einem Dorfe nicht weit von Magdeburg zugewandert und dort in Dienst getreten. Der Müller wollte sehen, ob der neue Knappe seine Sache verstehe und hiess ihn die Mühlsteine schärfen. Es war kalt und so kam es, dass dem neuen Knapen die Arbeit nicht recht von statten ging: er klagte, dass ihm die Hände verklammten, ballte dieselben zusammen und blies seinen warmen Atem hinein. Der Müller hielt das für Zeitvergeudung und schalt deshalb auf den Knapen. Allein dieser steckte den Stiel seiner Steinpicke in das Loch des Mühlsteins hinein, nahm die Last über die Schulter und ging damit, als hätte er ein leichtes Bündel zu tragen, wohlgemut ab in die Stube. Hinter dem Ofen setzte er den Stein nieder, wärmte sich nun erst in aller Gemächlichkeit die Hände, und dann schärfte er den Stein. Darauf liess er den Stein ruhig an Ort und Stelle liegen und ging in das Wirtshaus.

Nun ging dem Müller eine Ahnung auf, wer sein Knappe war. Da er den Stein nicht selbst wieder an Ort und Stelle bringen konnte, so musste er dem Knapen nachgehen. Der neue Knappe zeigte sich auch bereit, den Stein wieder an Ort und Stelle zu tragen und einzusetzen, wenn ihm der Müller Lohn für seine Arbeit geben und gute Bewirtung angedeihen lassen wolle. Der Müller war dazu gern bereit. Darauf ging der neue Knappe mit in die Mühle, nahm den Stein, als wäre er ein Stück Holz, und trug ihn an Ort und Stelle.

Nachdem er seinen Lohn erhalten und tüchtig gegessen und getrunken hatte, zog Pumpput wieder von dannen.

Seeger

Der Spuk in der Scheune

Eines Tages waren zwei Drescher in einem Dorfe bei Magdeburg in eifriger Arbeit, da geschah es, dass plötzlich über die Tennenwand eine Garbe nach der andern auf die Diele geflogen kam; bald lagen so viel Garben auf der Tenne, dass die Drescher ihre Arbeit einstellen mussten. Das kam den Arbeitern gar sonderbar vor, denn sie wussten, dass niemand in der Scheune war, welcher die Garben hätte werfen können, und von selbst konnten dieselben doch auch nicht auf die Diele gefallen sein, denn die Banse im Tass war niedriger als die Tennenwand; sie sahen auch niemand, als sie auf die Leiter kletterten und in das Tass hinabsahen. Kaum aber waren die Drescher wieder an ihre Arbeit gegangen, so begannen die Garben von neuem aus dem Tass auf die Tenne zu fliegen.

Als die Arbeiter nun ihrer Not keinen Rat wussten, fiel auf einmal einem der Drescher ein, dass er gehört hatte, wenn man nicht aus noch ein wüsste, so müsse man thun, als ob man den Spuk für einen richtigen Menschen halte und ihn darauf anreden. Das that denn auch einer von den Dreschern und sagte nach dem Tass zu: „Here man nu up, Vâder, wi hebben nu enoch Korn up de Dacle.“

Von dem Augenblick an fiel keine Garbe mehr auf die Tenne und die Drescher wollten wieder an die Arbeit gehen; sie machten sich daran, die Garben wegzuräumen.

Indem kam der Bauer auf die Tenne. Die Drescher erzählten ihm alles, was sich zugetragen hatte. Der Bauer hörte ruhig zu, dann sagte er: „Jo, jo, man sollte et gâr nich glöben, wat alles in de Welt passirt. Abber nu sid man stille, nu ward Juch ok nischt mehr tue stöten, droscht man ruig wieder.“

Die Drescher thaten, wie ihnen gesagt war, und es blieb denn auch in der That fortan alles ruhig.

Rose

Der Spuk in den Hürden

Den Schäfern trägt sich mancherlei zu, wenn sie des Nachts bei ihren Schafen auf dem Felde in ihrer Hortkarre liegen; gewöhnlich geschieht das aber an solchen Stellen, von denen man schon weiss, dass es dort nicht ganz richtig ist. So erzählte ein alter Schäfer, dass er in seinen jungen Jahren als Schafknecht nach einem Dorfe bei Magdeburg gekommen sei. Der Schäfer, für den er zu hüten gehabt, hätte ihm gesagt, bevor er mit seiner Herde ausgetrieben sei, dass er den Abend an einer Stelle seine Hürden aufschlagen müsse, wo es spuken würde. Er solle sich daran nicht kehren. Der Spuk würde sich drei Nächte hintereinander wiederholen, dann aber werde er davor Ruhe haben.

Als es nun Abend geworden sei, habe er an der betreffenden Stelle die Hürden aufgeschlagen, die Schafe in dieselben hineingetrieben, dann sei er in seine Karre gekrochen und habe die Klarinette gespielt, um sich die Zeit zu vertreiben. Endlich sei er eingeschlafen.

Da, es möge wohl um die elfte Stunde gewesen sein, wäre er plötzlich aufgeschreckt, denn die Schafe seien unruhig geworden und der Hund habe laut gewinselt. Sofort sei er aus der Karre gekrochen, um zu sehen, was es gäbe. Da habe er denn gesehen, wie die Schafe erst ängstlich hin und her gelaufen seien. Sie hätten dabei vor Angst gestöhnt und geprustet. Er habe den Hund angerufen, aber obschon er den bissigsten Hund in der ganzen Gegend gehabt hätte, so habe dieser gar nicht auf ihn gehört, sondern nur um so lauter gewinselt und sich tiefer unter der Karre verkrochen. Darauf habe er sich an der Karre aufgestellt und die Schafe gelockt. Der Lockhammel hätte sich auch an ihn gedrängt, und diesem hätten sich die Schafe angeschlossen, aber in langen Reihen, und dann hätten diese Reihen immer hin und her gewogt, als sei jede Reihe eine grosse Schlange gewesen, welche sich hin und her winde. Das habe so eine ganze Weile gedauert. Schliesslich habe er gewettert und geflucht, um den Spuk zu verscheuchen,

aber auch das habe nichts genützt. Endlich habe es auf dem Turme des Dorfes zwölf geschlagen. Sobald der letzte Schlag verhallt sei, wäre der Spuk vorbei gewesen, die Schafe wären ruhig geworden und der Hund sei unter der Karre hervorgekommen. Da habe er noch ein Weilchen still bei den Horten gewartet, dann sei er wieder in seine Karre gekrochen und endlich auch eingeschlafen.

Am folgenden Tage habe er alles einem Knechte aus dem nächsten Dorfe erzählt. Der Knecht habe an keinen Spuk geglaubt und über seine Erzählung gelacht, endlich aber gesagt, wenn sich doch dort ein Spuk zeigen sollte, so werde er ihn schon vertreiben. Zu dem Zwecke sei der Knecht am Abend wieder zu ihm gekommen, um die Nacht bei den Horten in der Karre zu verbringen. Sie hätten sich erst etwas erzählt, dann seien sie müde und still geworden. Aber richtig, um die elfte Stunde habe der Spuk wieder angefangen sein Wesen zu treiben, genau wie in der vorigen Nacht. Er sei wieder zu den Schafen gegangen und auch der Knecht habe die Karre verlassen gehabt; diesmal habe er kein Wort mehr gesagt, und der Knecht sei so ängstlich geworden, dass er selbst da, als der Spuk mit dem Glockenschlag zwölf sein Ende gefunden, nicht gewagt habe, nach Hause zu gehen; derselbe sei während der ganzen Nacht bei ihm in der Karre geblieben.

Auch die dritte Nacht habe sich der Spuk wiederholt, dann aber sei Ruhe gewesen, so oft er auch später noch auf der Stelle gehürdet habe.

Der Knecht habe aber in seinem ganzen Leben nicht wieder über einen Spuk zu lachen gewagt, wer ihm auch von einem solchen erzählt habe.

Eberth

Der Spuk im Teiche

Auf dem Wege von Loburg nach der Freiheit zu liegt ein Teich, von dem man erzählt, dass es in demselben spukt. Dass es mit dem Spuke dort seine Richtigkeit hat, haben auch einmal drei Knechte erfahren. Einstmals waren sie nämlich gegen Abend auf ihrem Wege bis an den Teich gekommen. Als sie am Rande des Teiches waren, fing es an im Wasser zu prusten und zu schnaufen und dann kam es brausend auf sie zugefahren. Da hätte die Knechte nichts zu halten vermocht; eilig liefen sie davon und erzählten allen, was ihnen mit dem Spuk im Teiche geschehen war.

Eberth

Der Schatz unter der Tenne

In einem Dorfe bei Magdeburg ist ein grosser Schatz zu heben. Derselbe liegt unter der Tenne einer Scheune, welche einem reichen Bauer gehört. Um den Schatz wissen viele Leute im Dorfe und gar mancher hat schon den Versuch gemacht, denselben zu heben, aber das Vorhaben ist

bis jetzt noch niemand geglückt. Das kommt aber davon, dass die Leute nicht wissen, wie es eigentlich um den Schatz steht. Denselben kann nämlich nur eine nackte Jungfrau heben, wenn sie in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr auf einem schwarzen Bock auf die Tenne reitet.

Chr. Veckenstedt

Das Schatzfeuer

Eines Abends befand sich ein alter Schäfer, welcher in einem Dorfe bei Magdeburg wohnte, auf dem Heimwege. Er hatte nach seinen Schafen gesehen, denn am Tage zuvor war bei ihm ein Schäferknecht in den Dienst getreten, welcher nun die Schafe in der Nacht hürden sollte. Nachdem sich der alte Schäfer überzeugt hatte, dass alles in Ordnung war, befand er sich, wie gesagt, wieder auf dem Wege nach seinem Dorfe. Unterwegs gesellte sich noch ein Arbeiter aus demselben Dorfe zu ihm, welcher über Feld gearbeitet hatte und nun auch erst so spät wieder heimkehrte.

Wie die beiden so miteinander dahingingen und sich etwas erzählten, sahen sie neben dem Wege auf dem Felde ein Feuer brennen. Daran merkten sie, dass dort nicht alles richtig war, deshalb gingen sie schweigend an der Stelle vorüber. Es schickte sich nun aber, dass sie auch am nächsten Abend denselben Weg zu machen hatten. Wieder sahen sie auf derselben Stelle ein Feuer brennen. Diesmal gingen sie darauf zu. Als sie aber an das Feuer kamen, sahen sie, dass ein grosser, schwarzer Hund vor demselben lag. Da sprach der alte Schäfer zu dem Knecht: „Nu kiek mâl det Fier un den Hund an. Dâran kannst Du marken, det dâ en Schatz licht, abber der is nich for uns, süss lege dort der Hund nich. Kumm un lot uns ruig nâ Huse gân.“

Das thaten sie denn auch und niemand hat jemals erfahren, ob der Schatz gehoben ist oder heute noch an derselben Stelle liegt.

Eberth

Der Drachenbaum

Auf den Feldfluren verschiedener Dörfer bei Magdeburg, und zwar auf dem rechten Ufer der Elbe, sieht man am Wege alte wilde Birnbäume stehen. Die holzigen Früchte derselben nennt man Kodden, die Bäume selbst aber Drachenbäume.

Auf jeder Dorfflur steht aber nur einer dieser Drachenbäume.

Ihren Namen haben die Drachenbäume davon erhalten, dass früher Drachen in denselben zu hausen pflegten. Auch sonst noch sind die Bäume merkwürdig durch die Art ihres Wuchses; wie nämlich jeder Drache sieben Häupter hatte, so hat jeder Drachenbaum sieben grosse Äste.

Chr. Adler

Der Teufelsstein bei Zerbst

Unweit des Bahnhofes von Zerbst liegt ein Stein, welcher etwa zwei Fuss hoch über den grasbewachsenen Boden emporragt. Der Stein ist ein Irrblock, feinkörniger Granit, welcher dadurch besonders bemerkenswert ist, dass sich auf der geneigten Oberfläche desselben zwei eiförmige Marken eingeschürft finden, welche durch eine Art von Rinne miteinander verbunden sind.

Wie der Stein an diese Stelle gekommen ist und woher die eiförmigen Marken mit der sie verbindenden Rinne rühren, erzählt man sich folgendermassen. Einst hatte der Teufel mit den Zerbstern den Vertrag abgeschlossen, dass die Stadt Zerbst mit allen ihren Bewohnern ihm gehören solle, wenn er den Block, welcher früher ganz wo anders lag, in einer Nacht um die Stadt schleppen werde. Wenn ihm dies aber nicht gelingen sollte, so müsste er fortan die Zerbster zufrieden lassen.

Zur rechten Zeit machte sich der Teufel an die Arbeit. Er schlang eine lange Kette um den Stein und zog wacker darauf los, so dass er schon eine grosse Strecke um die Stadt herum zurückgelegt hatte. Er wäre auch wohl zum Ziele gekommen, wenn nicht einer von den Bewohnern aus Zerbst den Teufel und sein Treiben beobachtet hätte. Als dieser Mann nun sah, dass der Teufel seinen Zug rund um die Stadt fast vollendet hatte, krächte er laut wie ein Hahn.

Da glaubte der Teufel, der Morgen sei angebrochen und floh fluchend von dannen, indem er den Stein an der Stelle liegen liess, bis wohin er denselben geschleppt hatte.

So war fortan Zerbst sicher vor dem Teufel. Von der Kette, welche der Teufel um den Stein geschlungen hatte, sind die Eindrücke geblieben; das sind die eiförmigen Marken und die Rinne, welche dieselben verbindet.

Brandt

Sagen aus der Provinz Sachsen - Nachwort

Die fünfzig Sagen aus der Provinz Sachsen, welche die Hefte 1–10 bieten, sind alle mit Ausnahme von No. 4 und 5 in Heft 4 und 5 von mir selbst in meinem Heimatdorfe Vehlitz bei Magdeburg gesammelt worden, ebenso wie die 170 Nummern des Aberglaubens. (Schluss Heft 11.) Von den Sagen wurde mir die grösste Anzahl daselbst im Jahre 1876 mitgeteilt, wogegen ich den Aberglauben eben dort vor etwa dreissig Jahren zu sammeln begonnen, besonders aber in den Jahren 1875–76 zusammengetragen habe. Den Aberglauben verdanke ich Frau Adler sen. und ihrer Schwiegertochter sowie Frau Ulrich und den Herren Brandt, Eberth, Schirmer, Richter.

Von den Sagen war früher nur diejenige bekannt von dem Riesenstein (Heft 1, S. 22), und zwar durch eine Veröffentlichung von Kuhn und Schwartz in den „Norddeutschen Sagen“ u. s. w., wo dieselbe in unwahrscheinlicher Fassung und nicht richtiger Ortsbestimmung geboten ist, sowie der Name der Drachenbäume, welche noch vor kurzem der Wissenschaft überhaupt unbekannt waren, von mir zuerst in meinen Vorträgen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft in den Jahren 1877 und 1878 derselben überwiesen sind (wie gleichzeitig die Namen einer Anzahl von wendischen mythologischen Gestalten, Dämonen und Unholdinnen, welche von mir zuerst gefunden waren).

Der Unterzeichnete erlaubt sich deshalb diese Bemerkung, weil die berührte Thatsache den Beweis liefert, wie ausgiebig ein einziges Dorf an Überlieferungen zu sein vermag, sodann welche wichtigen Ergebnisse eingehende Nachforschungen bieten, wie solches nach seiner Ansicht die Drachenbäume erweisen mit der an ihnen haftenden Sage, die Sage von der Beschützerin der Kühe, dem Johannisofer mit den sprechenden Fischen, dem Verschwören am Hexentopfe, der Klage – und ich denke wohl auch die Fassung der Pumputüberlieferung – sowie solche Nummern von dem Aberglauben wie die Purken, der Sonnenschuss, der Donner, welcher die Steine in der Erde emporsteigen lässt, und manche andere.

Mögen diejenigen von den jüngeren Forschern, welche ihre Neigung der Sammlung von Volksüberlieferungen zugewandt haben, daraus ersehen, dass noch heute in jedem deutschen Dorfe für die Wissenschaft der Volkskunde gar vieles zu gewinnen ist, aber auch zu der Überzeugung gelangen, dass ein angehender Sammler nirgends sich besser schulen lernt als in seiner Heimat, wo er mit allen Verhältnissen auf das genaueste vertraut ist; so hat der Unterzeichnete zuerst die Überlieferungen und Bräuche seines Heimatdorfes gesammelt, – veröffentlicht erst jetzt – um dann bei den Wenden, darauf aber bei den Žamaiten in Russland seine Erfahrungen in bezug auf das Sammeln von Volksüberlieferungen zu verwerten.

Im übrigen kann von einer Volkskunde, welche sich auf die Bräuche und Überlieferungen des Volkes gründet, in unserem deutschen Vaterlande erst dann geredet werden, wenn das Durchstreifen einer Gegend und zufällige Auffinden der Sagen vermieden, nach fester Ordnung eingehende zielbewusste Nachforschung in jedem Bezirk, in jedem Dorf angestellt wird.

Edmund Veckenstedt

Sagen und Märchen aus der Bukowina

Doka, die Bergjungfrau (Rumänisch)

In der Nähe von Homor erhebt sich ein gewaltiger Felskamm, welcher Doka genannt wird. Die Zacken und Kuppen des Felskammes sind verwittert, aber in das Aschgrau ihrer Farbe mischt sich das Dunkelgrün der Tannen, welche in den Felsritzen aufgesprosst sind. Wer in diese Höhe emporsteigt, den überkommt das Gefühl des Einsamen und Verlassenen und doch auch wieder des Grossartigen. Besonders bemerkenswert ist aber die Vorderseite des Felsens, denn dieselbe zeigt demjenigen, welcher den schmalen Bergriss betritt, das verwitterte Steinbild einer Frau, in sitzender Stellung. Über ihre Lenden und Füsse fliesst eine Pelzdecke herab, mit dem Rücken lehnt sie an dem Felsen, den Kopf hat sie etwas nach vorn gebeugt und mit einem Tuch umwunden, von welchem die beiden Enden breit auf die linke Achsel herniederfallen. Dies ist Doka, die Jungfrau der Berge, welche jetzt von den Christen Eudokia genannt wird, denn also heisst eine Heilige der christlichen Kirche.

Warum die Jungfrau der Berge dort als Stein sich befindet, das berichtet folgende Sage.

In alten Zeiten hüteten auch die Töchter von Königen die Herden ihrer Väter. So that auch Doka, deren Vater ein König war. Als der Frühling hereingebrochen war und draussen auf den Matten der Berge bereits Gras und Kräuter sprossen, trieb auch Doka die Herden ihres Vaters hinaus auf die Berge. Das Wetter war mild und freundlich. Doka legte Pelz und Überkleider ab und griff zum Wocken und zur Spindel. Aber sie hatte noch nicht lange die Spindel am Faden tanzen lassen, da stiegen in der Ferne langsam und still Wolken auf, welche die Sonne zu verschleiern begannen. In den Wipfeln der Bäume regte sich erst ein verstohlenes Rauschen und Flüstern, dann erhob sich ein Sturm und umhüllte mit grauem, fliegenden Nebel Berg und Wald. Bald entquollen denselben weisse Schneeflocken und umtanzten von den Winden getragen wirbelnd die erschauernde Doka. Dieselbe lehnte sich sitzend an die Felswand, zum Schutz vor Schnee und Sturm, aber der eisige Wind drang durch die Gewänder der Königstochter, und ob sie sich auch in ihre Obergewänder und dem Pelz hüllte, das schöne Mädchen erfror und ward zu Stein.

So sitzt nun Doka dort seit unvordenklichen Zeiten als ein Gebilde von Stein.

R. Kaindl

Das versteinerte Gefährt (Galizisch)

Wenn man von Czernowitz thalabwärts nach Revna zu geht, so sieht man am Wege ein eigentümliches Steingebilde. Das Gebilde gleicht einer Kutsche aus Stein, vor welcher zwei Felsblöcke liegen, die Pferde nicht unähnlich sehen. Wie die steinerne Kutsche mit den Pferden dorthin gekommen ist, berichtet folgende Sage.

Unweit der Stelle, wo jetzt die Steinkutsche steht, sass vor unvordenklichen Zeiten – wer kann

das wissen, wie lange es her ist? – ein armes Weib am Wege, umgeben von ihren hungernden Kindern. In ihrer Not flehte sie zum Himmel und bat um Abhilfe ihres Elendes. Da wirbelte plötzlich oben am Berge Staub auf und bald sah die Frau eine Kutsche in scharfer Eile auf sich zukommen, denn vor dieselbe waren zwei feurige Pferde gespannt. In der Kutsche sass ein gar stolzer Herr. Derselbe kümmerte sich nicht um die ihn umgebende Herrlichkeit der Natur, sondern er schlief und träumte wohl von seinen Schätzen. Da plötzlich wurde er jäh aus seinem Schlummer aufgerüttelt, denn die Kutsche war mit einem Ruck angehalten worden, weil sich die Frau vor die Pferde geworfen hatte und in flehendem Tone rief: „Hilfe, Hilfe, ich und meine Kinder sterben vor Hunger.“

Aber der reiche Herr im Wagen liess sich von dem Hilferuf der Armen nicht erweichen, mit einem gräulichen Fluch befahl er den Kutscher über die Frau hinwegzufahren. Die Frau rief noch einmal um Hilfe, aber der Herr erneuerte den Befehl, und nun trieb der Kutscher die Pferde an. Dieselben schritten aber nicht über den Leib der Frau hinweg, sondern bogen in heftigen Ansprunge mit dem Wagen vom Wege ab, dem Abhang zu.

In demselben Augenblick erstarrte das Gefährt mit Insassen und Pferden zu Stein, welche noch heute dort am Wege liegen.

Man weiss, dass diese Steine Niemand berühren darf, sonst trifft ihn ein Unglück, denn die Steine liegen da zur Warnung für alle Geizigen und alle Habgierigen, welche ihren Mitmenschen das tägliche Brot nicht gönnen.

R. Kaindl

Die versunkene Kutsche (Ruthenisch)

An einer gewissen Ortschaft in der Bukowina fliesst ein reissender Gebirgsfluss vorüber, welcher an einzelnen Stellen sehr tief ist. Vor vielen Jahren nun geschah es, dass ein reicher Herr, welcher in einem vierspännigen Wagen fuhr, an das Ufer des Gebirgsbaches kam. Ohne sich lange zu besinnen, befahl er dem Kutscher, er solle durch den reissenden Bach fahren, um ohne Verzug das jenseitige Ufer zu erreichen. Der Kutscher fuhr auch in das Wasser hinein, aber er kam nicht weit, denn er war grade in eine sehr tiefe Stelle hineingefahren, so dass die Pferde versanken und mit dem Wagen Herr und Kutscher. Aber dieselben haben keine Ruhe im Wasser gefunden: wenn nämlich der Vollmond am Himmel steht, so erhebt sich an der Stelle des Gebirgsbaches, wo die Kutsche versunken ist, ein unheimliches Geräusch, das bald zu einem lauten Getöse anschwillt: indem taucht aus der Tiefe des Gewässers der Wagen auf mit Herrn und Kutscher und vier weissen Pferden, welche davor gespannt sind. Kaum aber ist der bleiche Schein des Mondes auf dieselben gefallen, so versinkt alles wieder mit brausendem Getöse in die Tiefe und der wilde tiefe Bach eilt in tollen Sprüngen weiter der Ebene zu.

R. Kaindl

Die Tochter des Schulzen und der Kirchensänger (Galizisch)

In einer Ebene, weit fort in Galizien lag ein Dorf hinter einem grossen Walde. In diesem Dorfe lebte ein Schulze, der eine wunderbar schöne Tochter hatte, von der man aber nur mit Furcht und Grauen sprach, denn sie sollte eine mächtige Zauberin sein.

In diesem Dorfe stand ein Kirchlein auf einem schönen, grünen Hügel. Jedes Kirchlein, und ist sie noch so klein, muss aber Pfarrer und Kirchensänger haben; letzterer muss ein junger, hübscher Bursch sein, an dem jede Menschenseele Freude und Gefallen findet.

Kein Wunder also, wenn die Schulzentochter gerade diesem Kirchensänger ihre besondere Aufmerksamkeit schenkte und jeden dieser Sänger in ihre Netze zu ziehen suchte. Schon mehreren dieser Burschen hatte sie die Köpfe verdreht und dann nie wieder zurechtgesetzt. Die jungen Männer starben nämlich immer bald darauf, nachdem sie sich mit ihr in näherem Verkehr eingelassen hatten.

So kam es denn, dass das Dorf bald keinen Kirchensänger mehr hatte. Keiner konnte und mochte mehr das Amt übernehmen, über das ein so böses Verhängnis waltete.

Da kam eines Tages weit über die Berge her ein Wanderer gezogen, welcher seine helle Stimme von weither erschallen liess. Wie er in die Nähe jenes Dorfes kam, da umringten ihn die Leute, bewunderten seinen Sang und fragten ihn endlich, ob er nicht geneigt wäre, bei ihnen Dienst als Kirchensänger zu nehmen; er werde es bei ihnen gut haben und brauche nur dann und wann ein wenig zu singen. Dem Wanderer leuchteten die Vorteile ein, welche die Stellung mit sich brachte und da er gerade auf dem Wege war, um in der nahen Stadt einen Dienst zu suchen, so kam ihm das Anerbieten hier glücklich in den Wurf. Er schlug also freudig ein, und die wackeren Dorfleute waren zufrieden. Der Wanderer, der über die Berge gekommen war, wurde nun Kirchensänger im Dorfe, in dem dort hinter dem Walde. Er nahm Wohnung bei einem alten Weibe und liess sich das Nachtessen wohlschmecken. Dann zündete er seine Pfeife an und sah gedankenlos in das Feuer.

„Bursch,“ sprach zu ihm das alte Weib, die ihn eine lange Weile aufmerksam betrachtet hatte, „du gefällst mir, und ich muss dich bedauern.“

„Was sagst du Mütterchen?“

„Ach! es ist bei uns so und so im Dorfe,“ entgegnete die Alte, und dabei erzählte sie ihm alles, was sie über die junge Hexe und ihre Verhältnisse zu den Kirchensängern wusste, und das war sicherlich alles, was man überhaupt wusste, denn die Frau war alt und überdies hatte es ihr die Junge mit eigenem Munde erzählt; das Mütterchen war nämlich auch eine böse Zauberin.

„Was thun?“ sprach der Bursche.

„Ich will dir helfen,“ sprach die Frau, „und wenn du meinen Ratschlägen Folge leistest, wird dir auch geholfen sein. Wenn du nämlich morgen zum Brunnen gehst, um dich zu waschen, so wirst du einem wunderbar schönen Mädchen begegnen, das dich anlächeln wird, dir ihren Krug zum Gebrauche anbietet und dir noch anderes liebes erweisen möchte. Doch du musst streng und ernst bleiben und alles dies zurückweisen. Wenn du dann über die weite Wiese nach dem Kirchlein gehst, wird dir ein prächtiges Pferd begegnen, das dir nach läuft und dich so zum Aufsitzen locken will. Das darfst du aber auf keinen Fall thun, denn das Pferd ist das Mädchen,

das dich auf diese Weise zu verderben sucht. Und wenn du endlich den Hügel zur Kirche emporsteigst, da wird an der steilsten Stelle dir ein Pflock aus dem Boden entgegenragen, ganz so, als ob er da wäre, damit der Wanderer sich auf ihn stütze. Doch du darfst ihn nicht berühren: sobald deine Finger ihn nämlich umklammern, giebt er nach und du stürzest mit ihm in die Tiefe, denn die junge Zauberin nahm auch diese Gestalt an, um dich zu vernichten. Thust du aber alles, mein Sohn, wie ich es dir sage, so wirst du gut fahren.“ So schloss die Alte ihre Belehrung.

Als nun am nächsten Tage der Kirchensänger sich zum Ausgeh'n rüstete, da sah ihn die alte Frau noch einmal aufmerksam an und begann dann: „Sänger, du bist es wirklich wert, dass ich dich für immer aus der Macht jenes Mädchens rette. Nimm diese Gerte und schlage unbarmherzig damit auf den Holzpfehl los; lass dich durch nichts bewegen, davon abzulassen, bis du müde und matt die Hände sinken lässt.“ Damit schickte sie ihren Gast aus dem Hause.

Dem Sänger begegnete auch wirklich alles, wie es ihm seine Wirtin vorausgesagt hatte. Er handelte auch ganz genau nach ihren Vorschriften und als der Pflock unter den Rutenschlägen jammerte und heulte, kehrte er sich keinesfalls daran, sondern hieb darauf los, bis die Gerte in Splitter ging und er kaum noch die Hände regen konnte. Da verschwand denn der übel zugerichtete Ast.

Wenige Tage nach dieser Begebenheit überraschte die Dorfbewohner die Kunde, die schöne Tochter des Schulzen sei tot. Kein Mensch wusste anzugeben, welcher Krankheit sie erlegen wäre, aber der Kirchensänger stellte in seinem Kopfe Vermutungen an; nur seine Wirtin hatte den Schlüssel zu dem Geheimnisse, den sie aber wohlweislich niemandem leihen wollte. Vor ihrem Tode hatte die schöne Sünderin noch gebeten, dass der neue Kirchensänger die drei Nächte, während der sie in der Kirche liegen würde, Gebete über ihrem Sarge sprechen sollte, was dieser zu thun bereit war.

Als nun der junge Mann zur Kapelle hinaufgehen sollte, um seine Pflicht zu verrichten, da gab ihm seine Beschützerin die Warnung mit auf den Weg, um die Mitternachtsstunde ja nicht neben der Toten sitzen zu bleiben, vielmehr die erste Nacht hinter dem Altar, die zweite unter dem Altartuch, die dritte aber in dem Kasten zuzubringen, in welchem die Kirchengeräte waren. Der Bursche merkte sich die Vorschrift wohl und ging hin, wo er das Kirchlein fand.

Als nun der Abend nahte, zündete er eine dicke Wachskerze an, nahm ein grosses Gebetbuch zu Händen und betete und sang fleissig über den starren Leichnam. Als aber Mitternacht nahte, da kroch er schnell hinter den Altar und harrete der Dinge, die da kommen würden.

Kaum war der schwere dumpfe Schlag der Turmuhr, welche die zwölfte Stunde verkündet hatte, verklungen, da kratzte und bewegte es sich in dem Sarge, nach und nach hob sich die Tote langsam empor und sah sich nach dem Sänger um. Als sie ihn nicht gewahr wurde, begann sie wütend die Kirche zu durchstöbern, nur vom Altare hielt sie sich fern. Als sie den Gesuchten nicht fand, stieg sie wieder in den Sarg und versank in ihren früheren Zustand. Der Gerettete kam nun aus seinem Verstecke hervor und setzte seine Andachtsübungen bis zum hellen Morgen fort.

So ging es auch in der nächsten Nacht zu. Gefährlicher sollte aber die Lage des Kirchensängers

in der letzten Nacht werden. Er war nämlich, wie es ihm die Alte vorgeschrieben hatte, in den heiligen Kasten gestiegen und hatte denselben von innen fest verschlossen; dann drückte er sein Auge an ein Astloch und beobachtete den Sarg bei den Schein der Kerze.

Da erhob sich genau um dieselbe Zeit, wie in den früheren Nächten, die Tote aus ihrem engen Gehäuse, suchte mit ihren starren Blicken nach dem Sänger, streifte in dem öden Raume umher, bis sie sich endlich auch dem Kasten näherte und an dem Geruche merkte, dass ein lebendes Wesen darin verborgen sei. Doch der geweihte Kasten war ihrer Macht entrückt. Da sprach sie eine furchtbare Zauberformel vor sich hin: plötzlich begann es von allen Seiten zu schwirren und zu brausen und durch Fenster und Thüren kamen junge und alte Hexen herbei, begrüßten die tote Schulzentochter als ihre Meisterin und Königin und stellten sich um sie im Kreise herum. Diese legte nun den Hexen die Frage vor, wie man dem Verborgenen beikommen könnte. Doch jede schüttelte verneinend den Kopf, keine wusste Rat.

Da plötzlich kam jenes alte Weib herein, welches den Sänger beherbergte; auf ihren Armen trug sie ein neugeborenes Kind, bei dessen Anblick die anwesenden Hexen ehrfurchtsvoll erzitterten. Das Kind war nämlich die neue Königin alle der Zauberweiber; dasselbe sollte die Hingeschiedene vertreten: obgleich noch ein Kind, war es keinesfalls so harmlos, wie man erwarten mochte. Kaum hatte es nämlich die Thatsache, um die es sich handelte, erfahren, so befahl es vor dem Astloche des heiligen Kastens dies und jenes Hexenkraut in Flammen zu setzen. Schnell stoben die Hexen auseinander, um das gewünschte zu holen, ehe sie aber wieder kamen, krächte der Hahn, die Hexen verschwanden, die Tote kehrte in ihren Sarg zurück und der Kirchensänger war gerettet.

Wann er gestorben ist, wissen wir nicht, denn man vergass zuletzt die Zeit, wann er geboren war.

R. Kaindl

Sagen und Märchen aus Ostgalizien und der Bukowina I

Die Mühle des Teufels (Ruthenisch)

In einem gewissen Dorfe lebte einstmals ein Bauer, welcher in allen Arbeiten träge und nachlässig war und darum schliesslich verarmte. Statt mit sich selbst unzufrieden zu sein, grollte er auf unseren Herrgott und rief den Teufel um Hilfe an.

Dieser Bauer ging eines Tages über das Feld und stiess in Gedanken und im Aerger über sein Missgeschick mit seinem Stocke ein Loch in den Boden nach dem andern. Alsobald quoll aus den Löchern Wasser empor und wuchs an, bis es sich einen Abfluss suchen musste, also dass ein Bach entstand. Als der Bauer das sah, staunte er über diesen Vorgang. Dann rief er: „Ein Bach ist da, wenn mir nun der Teufel nur auch noch eine Mühle dazu geben wollte, dann möchte ich ihm schon dienen.“

Kaum hatte der Bauer das gesagt, so war der Teufel zur Stelle. „Du sollst die Mühle haben“, redete er den Bauer an, „aber nur, wenn Du mir den zehnten Teil dessen gibst, was Du hier auf der Mühle erwirbst.“

Der Bauer war damit zufrieden und sagte: „Der Vertrag gilt.“ In demselben Augenblick war der Teufel verschwunden und eine Mühle stand an dem Bache, in deren Rad das Wasser lustig rauschte. Nun begab sich der Bauer in seine Mühle, und obschon er sonst nichts von dem Müllerhandwerk verstand, so wusste er doch jetzt alles, was er dazu nötig hatte, die Mühle im Gang zu halten und gutes Mehl zu mahlen. Da es nun in der Gegend an Mühlen fehlte, so kamen die Leute bald aus allen Gegenden herbei und liessen ihr Getreide dort mahlen. Mit dem Bauer war aber eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. War er früher bequem und nachlässig gewesen, so war er jetzt die Thätigkeit selbst, dafür wurde er nun aber hart und geizig.

Als eine gewisse Zeit verflossen war, dachte der Teufel daran, sich den Ertrag seiner Abmachung von dem Müller zu holen. Eines Tages stellte er sich auf der Mühle ein, aber nun leugnete der Bauer ganz und gar ab, je mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen zu haben. Da wurde dieser wütend und sprach zornig zu dem Bauer: „Früher warst Du unserm Herrgott zu schlecht, deshalb hat er Dir nicht geholfen, als Du in Not warst, nun bist Du aber auch mir zu schlecht, denn Du hältst nicht einmal den Vertrag und bist doch reich geworden durch mich. Aber nun trifft Dich auch die Strafe.“

Alsobald verliess der Teufel die Mühle, und Mühle und Müller versanken in die Tiefe, nur der Bach verschwand nicht wieder, sondern bewässert noch heute die Fluren der dortigen Gegend; derselbe hat den Namen Wilchiwetz.

Wo einst die Mühle gestanden hat, da bildet der Fluss jetzt einen Wasserfall.

R. Kaindl

Der versunkene Meierhof (Slovakisch)

Zwischen Solonetz und dem nächsten Orte lag früher ein Meierhof von stattlichem Aussehen, denn der Besitzer war reich und die Knechte hatten tüchtig bei ihm zu arbeiten. Sonst aber war der Mann roh und gefühllos, und wie der Herr, so waren die Knechte.

Nun geschah es einmal an einem Ostersonntag, dass der Priester aus Solonetz mit seinem Küster zu einem Kranken in die Nachbarschaft geholt wurden. Sie trugen das Allerheiligste mit sich. Nun war ihnen aber der Durst angekommen. Deshalb gingen sie auf den Meierhof, um von dem Meier einen Trunk Wasser zu erbitten. Sobald die rohen Knechte das Begehren der Bittenden gehört hatten, zogen sie den Priester und Küster zu dem nächsten Viehtrog und zwangen dieselben, daraus zu trinken. Der Meier selbst liess nicht nur das alles ruhig geschehen, sondern befahl auch noch, dass die Hunde auf die heiligen Männer gehetzt würden. Mit Mühe kamen der Priester und der Küster lebendig wieder von dem Meierhof, aber es war ihnen doch gelungen, das Allerheiligste zu retten, obgleich sie an vielen Wunden heftig bluteten.

Bald aber sollte die rohen Menschen auf dem Meierhof ihr Schicksal ereilen. Der Himmel schwärzte sich nämlich, ein furchtbares Gewitter stieg auf, die Donner rollten, ein Blitz schlug in den Meierhof ein, und als dieser kaum niedergebrannt war, da ergoss sich der Regen in Strömen auf die Stätte hernieder und es entstand ein tiefer Teich an der Stelle, wo einst das Gehöft gestanden hatte.

In diesem Teiche schwimmen die bösen Menschen aus dem Meierhof als Fische herum, die Hunde aber als Kröten.

R. Kaindl

Der Brunnen und die drei Tannen (Slovakisch)

In Alt-Solonetz lebte einstmals ein Ehepaar, das sich gar schlecht vertrug. Trotzdem der Mann und die Frau drei Kinder aus ihrer Ehe hatten, zankte der Mann um jede Kleinigkeit mit seiner Frau, die aber blieb ihm kein Wort schuldig. Eines Tages war Zank und Streit ärger als je und dabei geriet der Mann in eine solche Wut, dass er seine Frau erschlug. Die That hatte sich auf einer Wiese zugetragen, wo Mann und Frau bei der Arbeit waren.

Die Frau wurde begraben und der Mann war nun allein mit den Kindern. Die Kinder waren noch klein, aber doch gingen sie täglich nach der Wiese, wo ihre Mutter den Tod gefunden hatte. Da setzten sie sich erst hin und weinten, und wenn sie sich ausgeweint hatten, dann vergassen sie ihren Schmerz und fingen an zu spielen, wie das die Kinder nun einmal thun. So waren sie auch einmal auf der Wiese, es war aber gerade an einem Sonntage. Da fingen die Kirchenglocken an zu läuten. Die Kinder falteten die Hände und beteten zu Gott für das Heil ihrer Mutter. Als sie noch beteten, war plötzlich die Mutter bei ihren Kindern und liebte dieselben. Die Freude derselben war grenzenlos. Aber plötzlich geschah etwas seltsames. Der Boden, auf welchem sich Mutter und Kinder befanden, begann sich zu senken und alle vier verschwanden in der Tiefe. Aber als die Leute aus der Kirche kamen, war mit dem Orte eine seltsame Veränderung vorgegangen; an der Stelle, wo die Mutter mit ihren Kindern versunken war, befand sich ein

Brunnen mit reichlichem Wasser und um diesen standen drei Tannen im Schmuck ihrer grünen Nadeln.

R. Kaindl

Rollerbselein (Galizisch)

Irgendwo und irgendwo im grossen, grünem Urwalde, welchen die Gewässer der Bistritza durchströmen, lebte ein Bauer mit seinem Weibe. Die Frau hatte ihren Mann mit sechs kräftigen Jungen beschenkt und dazu mit einem rosigen Töchterlein.

Allgemach waren die Kinder herangewachsen, die sechs Söhne arbeiteten auf dem Felde, die Schwester musste ihnen des Mittags das Essen zutragen. Aber im Walde ist kein Feld, und wenn die Söhne die Bäume niederschlugen und verbrannten, so blieben die Stämme und Wurzeln zurück, und es war gar mühselig, auf diesem Felde etwas zu bestellen. Solange der alte Bauer lebte, zwang er seine Söhne bei dieser Arbeit im Walde zu bleiben, aber als er gestorben war, da wurde alles anders. Die Söhne hatten einmal gehört, das weit fort, jenseits des Waldes, breite Wiesenflächen wären, die man nur umzubrechen brauche, um dort den schönsten Acker zu haben. Kaum hatten sie ihren Vater begraben, so beschlossen sie, die Arbeit im Walde aufzugeben. Nun aber wussten sie nicht, ob ihre Schwester den Weg zu ihnen finden würde, wenn sie soweit weg wären und ohne zu essen konnten sie doch nicht leben. Da kam einer von ihnen auf den klugen Gedanken, man müsse eine Furche ziehen, von dem Hause aus bis an die Stelle, wo sie arbeiten würden, dann würde ihre Schwester den Weg finden, mitten durch den grossen Wald. Gesagt, gethan. Am nächsten Morgen schirrten die Brüder die beiden Ochsen an und zogen mit dem Pflug eine Furche, quer durch den Wald, bis sie dahin kamen, wo der Wald zu Ende war. Da lag eine breite Wiesenfläche vor ihnen, welche sich trefflich zur Bestellung eignete. Die Brüder gingen an die Arbeit, brachen den Rasen um, zogen die Egge über die Schollen und merkten erst an dem Hunger, welchen sie endlich hatten, dass es Essenszeit sei. Sie warteten auf ihr Schwesterlein, allein soviel sie auch warten und ausspähen mochten, dieselbe kam nicht. Wo aber blieb dieselbe? Die Furche war doch da? Das werden wir alles gleich hören.

Der Teufel hatte in dem grossen Urwalde sein Schloss, und wenn es ihm darin zu langweilig wurde, so ging er aus und schaute sich um, ob er Jemand einen Streich spielen, oder etwas erwischen könne, was für ihn wäre. Da sah er nun die Furche im Walde. Ei, dachte er, was mag das sein? Wie wäre es, wenn ich diese Furche verwischte und genau eben solch eine Furche nach meinem Schlosse ziehen würde? Da könnte ich ja bald sehen, was das zu bedeuten hat.

Richtig, der Teufel ging an die Arbeit. Bald war die alte Furche verwischt und die neue gezogen, denn wenn der Teufel erst einmal anfängt zu arbeiten, dann geht das schnell vorwärts, aber gern arbeitet er nicht. Als nun die Schwester mit dem Essen sich aufgemacht hatte und der Furche folgte, wie ihr die Brüder gesagt hatten, da kam sie denn auch richtig nicht zu ihren Brüdern, sondern an das Schloss des Teufels. Die Furche führte aber gerade in das Schloss hinein und das junge Mädchen hatte doch den Auftrag, immer der Furche zu folgen. Ein klein

wenig neugierig mochte das Mädchen wohl auch sein, wie es in solch einem Schlosse aussehe, denn da war doch alles sicher ganz anders, wie in dem kleinen Häuschen am Walde, in welchem sie wohnte. Hinein kam die Schwester nun wohl in das Schloss, aber sie kam nicht wieder heraus, denn der Teufel behielt sie bei sich und sie wurde seine Frau, weil sie es musste.

Wie es ihr weiter ergangen ist, das werden wir auch noch erfahren, jetzt sehen wir uns wieder nach ihren Brüdern um.

Die Brüder wurden immer hungriger, als das Essen nicht kam; als alles Warten nichts half, ein hungriger Mensch aber nicht arbeiten kann, so zogen die sechs Brüder heim. Sie waren gar zornig über ihre Schwester, dass dieselbe nicht gekommen war, aber ihr Zorn verwandelte sich in einen grossen Schreck, als sie hörten, dass ihre Schwester mit dem Essen zur rechten Zeit fortgegangen wäre. „Gut, sagten sie, dann werden wir sie suchen.“

Ihre Mutter musste ihnen nun erst noch einmal ein tüchtiges Essen kochen, dann zogen die sechs Brüder in die weite Welt hinaus. Aber wo sie auch hinkamen und wo sie auch suchten, sie fanden ihre Schwester nirgends. So waren sie ganz trostlos eines Tages nach Hause zurück gekehrt. Da fiel ihnen ein, dass sie noch gar nicht versucht hatten, der Furche nachzugehen, von der sie bei ihrem Suchen gemerkt hatten, dass dieselbe von einer gewissen Stelle im Walde aus ihre Richtung geändert hatte. War das durch den Wind geschehen, oder durch das Wasser und den Wind? Das wussten sie nicht und darum wollten sie es nun sehen. So zogen sie denn aus und kamen auch richtig an das Schloss des Teufels. Sie traten ein und fanden ihre Schwester in einem gar schönen Gemache bei dem Teufel. Die Schwester freute sich sehr, ihre Brüder bei sich zu sehen, diese wollten mit ihrer Schwester alsobald von dannen ziehen, aber daraus wurde nichts, der Teufel war riesenstark und warf sie alle sechs in das Verliess des Schlosses. Da sassen sie nun drin und es ging ihnen jämmerlich schlecht, denn der Teufel warf ihnen nur soviel Essen in das Verliess hinab, als sie brauchten, um nicht zu verhungern.

Wie aber ging es zu Hause der Mutter? Der Mann war tot und die Tochter war fort und nun kamen auch die sechs Brüder nicht mehr zurück. Das war nun ein schlimmes Leben. Die Frau härmte sich ab und lebte gar kümmerlich; kaum dass sie sich noch satt essen konnte, denn sie war zu schwach, um ein ordentliches Stück Feld bebauen zu können. Deshalb suchte sie es sich so gut einzurichten als es ging und steckte möglichst viel Erbsen in die Erde, denn das machte die wenigste Mühe und die Erbsen trugen reichlich.

Eines Tages nun, als die Bauerfrau in die Stube kam, da sah sie auf dem Boden eine Erbse liegen. „Die soll mir nicht umkommen“, dachte sie bei sich, und hob die Erbse auf. Aber diese entglitt ihren Fingern, fiel auf den Boden und rollte davon. Die Frau hob die Erbse wieder auf, diese entfiel ihr wieder und rollte wieder davon, und so ging das noch einige male. Als die Frau aber die Erbse wieder erwischt hatte, da steckte sie dieselbe in den Mund und ass sie auf. „Du sollst mir nicht wieder entwischen“ sagte sie zu sich, und mit der Erbse war es nun aus.

Aber nun geschah etwas seltsames. Als die Zeit um war, bekam die Frau ein Knäblein, das sie Rollerbselein nannte, denn es stammte von der Erbse her, welche immer auf dem Boden in der Stube fort gerollt war. Aus dem Knäblein wurde bald ein kräftiger Junge, daraus ein schöner und starker Jüngling, an dem seine Mutter ihre Freude hatte. Als derselbe herangewachsen war, erzählte ihm seine Mutter alles, wie es sich mit seinen Geschwistern zugetragen habe, dass die

Schwester fortgegangen und nicht wieder gekehrt wäre, und dass die sechs Brüder ausgezogen seien, um sie zu suchen, aber sicher den Heimweg nicht gefunden hätten, denn dieselben wären auch nicht wieder heimgekehrt. Da beschloss Rollerbselein, seine Geschwister aufzusuchen. Die Mutter sorgte wohl um ihr Kind, aber da ihr Sohn doch gar nicht auf die Weise entstanden war, wie andere Menschen, so meinte sie auch, es werde ihm anders ergehen, wie den anderen Menschen. Und darin sollte sie mit der Zeit recht bekommen.

Eines Tages zog Rollerbselein aus, bevor noch die Sonne am Himmel aufgestiegen war. Weit, weit musste er ziehen, in die Kreuz und in die Quere, bevor er an das Schloss kam, wo seine Geschwister waren. Als er endlich an dasselbe kam, da hatte es sich gerade zugetragen, dass der Teufel ausgegangen war. Rollerbselein trat in das Schloss des Teufels ein und als er sich mit seiner Schwester bekannt gemacht hatte, welche ihm auch erzählte, dass ihre sechs Brüder sie einmal hätten befreien wollen und nun dafür in einem geheimen Kerker schmachten müssten, da überredete er sie leicht, dass sie ihm folgte. Aber der Teufel war zu früh wieder heimgekehrt. Kaum hatte er gemerkt, dass seine Frau nicht mehr im Schlosse war, so dachte er sich gleich, dieselbe würde geflohen sein. Er machte sich also gleich auf und verfolgte die Flüchtenden. Bald hatte er sie eingeholt, denn der Teufel ist schnell wie der Wind. Ohne Umstände führte er seine Frau wieder in das Schloss zurück, Rollerbselein aber liess er laufen, denn er war ihm lästig, noch für mehr Menschen in dem Verliess sorgen zu müssen.

Aber Rollerbselein wusste nun, wo seine Schwester war und es währte gar nicht lange, so machte er sich wieder auf den Weg, dieselbe zu befreien. Es glückte sich wieder, dass er den Teufel nicht in seinem Schlosse traf, als er dasselbe wieder erreicht hatte, und so machte er sich denn mit seiner Schwester alsobald auf die Flucht. Doch der Teufel kehrte auch dieses mal zu früh zurück, merkte die Flucht und eilte den Fliehenden nach. Wie der Blitz fuhr er auf Rollerbselein los, schmetterte ihn nieder, dass der ganze Körper in Stücke zerstob, ergriff sein Weib und führte dasselbe in das Schloss zurück.

Nun wäre es wohl mit Rollerbselein vorbei gewesen, wenn ihm nicht eine Hilfe gekommen wäre, voran Niemand gedacht hätte.

Es kam nämlich jetzt der Mann herbei, welcher die Sonne führt und lenkt. Das war ein schwarzer Mann, aber er war freundlich und gut. Als er das Unglück sah, welches der Teufel angerichtet hatte, da sammelte er die Gebeine des Toten, brachte sie in die rechte Lage, dann besprengte er sie mit dem Wasser, welches lebendig macht. Es währte auch nicht lange, so kam Rollerbselein zu sich und wurde wieder lebendig. Aber er war doch noch ganz schwach. Deshalb führte ihn der schwarze Mann zu einem Teiche. Wer aber in diesem Teiche sich badete, der wurde stark und fühlte Mut zu jeder That. Dies war derselbe Teich, zu welchem der schwarze Mann jeden Abend die Sonne führt, wenn sie müde und matt ist, um sie in dem Wasser desselben zu baden, damit sie am nächsten Morgen mit frischen Kräften ihre Reise wieder antreten kann.

Kaum war nun Rollerbselein in dieses Wasser hinabgestiegen, so wich alle Schwäche von ihm, und er wurde riesenstark. Dann gab ihm der schwarze Mann noch ein blitzendes Schwert und hiess ihn nun seine Geschwister aufsuchen und befreien. Mit dem Teufel werde er schon fertig werden.

Rollerbselein dankte dem schwarzen Manne, dann nahm er das Schwert und zog nach dem Schloss des Teufels. Diesmal war der Teufel zu Hause. Er empfing seinen Schwager und sagte ihm auch gleich, dass er wohl wisse, weshalb derselbe gekommen sei. Er sei bereit, mit ihm um seine Frau zu kämpfen. Dann fragte er ihn, ob der Kampf gleich beginnen sollte, oder ob sie sich erst noch durch Essen laben wollten. Rollerbselein sagte dem Teufel, es wäre ihm gleich, ob sie noch ässen oder nicht. Der Teufel aber holte eine Schüssel mit Eisenkörnern herbei und verzehrte dieselben. Rollerbselein vermochte nichts davon zu essen. Nachdem sich der Teufel so gestärkt hatte, führte er seinen Schwager auf den Boden des Schlosses, wo der Kampf stattfinden sollte; der Boden war aber ein Bleiboden.

Nun schritten sie zum Kampf. Der Teufel ergriff seinen Gegner, hob ihn in die Höhe und warf ihn darauf mit solcher Gewalt nieder, dass derselbe bis an die Knöchel in den Bleiboden einsank. Aber mit gewaltiger Kraft zog Rollerbselein seine Füße aus dem Blei heraus, ergriff den Teufel, hob ihn in die Höhe, dann warf er den Teufel nieder, dass er bis an die Kniee im Blei versank. Als sich der Teufel wieder frei gemacht hatte, schleuderte er seinerseits Rollerbselein bis an das Knie hinein in das Blei. Aber Rollerbselein raffte sich auf und warf nun den Teufel mit solcher furchtbaren Kraft nieder, dass er bis an die Brust im Blei versank. Da konnte sich der Teufel nicht so leicht wieder heraus arbeiten. Schnell aber war Rollerbselein zu seinem Schwert gesprungen, hatte dasselbe ergriffen und wollte damit dem Teufel den Garaus machen. Dieser bat aber in seiner Angst für sein Leben dasjenige der sechs Brüder an. Da nun Rollerbselein gar nicht wusste, wo diese waren, ebenso seine Schwester ihren Kerker nicht kannte, so ging Rollerbselein auf den Vergleich ein.

Nachdem der Teufel sich wieder frei gearbeitet hatte, führte er auch Rollerbselein nach dem geheimen Verlies, in welchem seine Brüder schmachteten. Aber wie sahen dieselben aus! Das Zeug hing ihnen in Fetzen vom Leibe, und da der Teufel nur soviel Essen in das Verlies hinab geworfen hatte, dass sie nicht verhungerten, so waren die Brüder hilflos und schwach, dass sie kaum stehen und gehen konnten. Rollerbselein wurde darüber wütend und wollte den Teufel dafür zu Leibe gehen, aber dieser sagte, er werde die Brüder wieder so gesund und kräftig machen, wie sie vorher gewesen waren, auch sollten sie die schönste neue Kleidung haben. Er führte seine Schwäger auch sogleich in ein Zimmer, wo sie die schönste Kleidung fanden. Dann ging der Teufel voran durch viele Zimmer im Schlosse: im siebenundzwanzigsten Zimmer standen zwei Kufen. Der Teufel sagte, wer das Wasser aus der einen Kufe trinke, der werde sehr stark, während das Wasser aus der anderen Kufe schwach mache. Aber der Teufel hatte die Kufen falsch angegeben; schon wollten die Brüder das Wasser aus der Kufe trinken, welches stark machen sollte, aber in Wirklichkeit das schwach machende Wasser enthielt, da kam die Schwester herbei geeilt. Dieselbe hatte an der Unruhe im Schlosse gemerkt, dass sich etwas besonderes zutragen müsse. Sie war von Zimmer zu Zimmer gelaufen und gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um das Unheil zu verhüten, denn sie wusste um das Wasser Bescheid, weil sie dem Teufel öfter davon hatte holen müssen. Sie rief den Brüdern zu, von welchem Wasser sie trinken sollten. Diese thaten das und wurden nun ungeheuer stark. Da sie aber der Teufel hatte betrügen wollen, so wurden sie noch wütender auf den Teufel, als sie schon gewesen waren, fielen über denselben her und zwangen ihn, von dem Wasser zu trinken, welches schwach macht. Darauf legten sie ihm Ketten an, dann schlugen sie den Teufel tot.

Nun erst feierten sie das Fest des Wiedersehens und der Befreiung. Die sechs Brüder herzten

und küssten ihren jüngsten Bruder, nachdem sie von ihrer Schwester erfahren hatten, wer er war und dass sie demselben allein ihre Rettung verdankten. Dann führte die Schwester die sieben Brüder durch alle Zimmer des Schlosses. Da fanden sich gar viele Schätze, welche der Teufel in seinem Zauberschloss aufgehäuft hatte. Die Brüder nahmen davon, soviel sie zu tragen vermochten, und da sie durch das Trinken des Wassers aus der Kufe riesenstark geworden waren, so waren das der Schätze nicht wenig. Damit machten sie sich dann auf und kehrten heim zu ihrem Mütterlein. Das war nun erst eine Freude, als alle wieder bei ihrer Mutter waren!

Mit der Not war es nun vorbei, wie mit dem Herumziehen im Lande und der Arbeit auf dem fernen Acker hinter dem grossen Urwalde. Aber auch heute noch sieht man in demselben die Furche, welche der Teufel dort gezogen hat.

R. Kaindl

Sagen und Märchen aus Ostgalizien und der Bukowina II

Der Masuren(Mazuren) - Herkunft

Wenn man Galizien und die Bukowina durchwandert, so trifft man hier und da in den Orten Leute, welche sich nach Gestalt, Tracht und Sprache von den übrigen Einwohnern unterscheiden. Es sind dies die Masuren. Sie werden von den Bewohnern des Landes gemieden, denn sie gelten für verschlagen und roh. Wo dieselben ihren Ursprung genommen haben, das erzählt uns folgende Geschichte.

Einstmals war eine wilde Nacht. Der Sturmwind brauste über die Heide dahin, dazu stieg am Himmel ein furchtbares Gewitter auf. Lang hin rollten die Donnerschläge, grelle Blitze zuckten am Himmel hin und her und der Regen quoll in Strömen hernieder. Da entflog der schwarzen Gewitterwolke eine riesige Eule von gräulichem Aussehen. Die Eule flog zur Erde herab und liess sich an einer wüsten Stelle nieder. Nachdem sie dort ein Weilchen gesessen hatte, flog sie wieder zu den Wolken auf. Darauf verzog sich das Gewitter.

An der Stelle, wo die Eule gesessen hatte, lag ein grosses, geflecktes Ei. Da kam ein Schwein herzu und bebrütete das Ei. Als dasselbe das Ei eine gewisse Zeit bebrütet hatte, verliess das Schwein das Ei und ein Ochse nahm seine Stelle ein. Nach einiger Zeit löste den Ochsen ein Wolf ab, später machte dieser dem Teufel Platz.

Als die Zeit des Brütens um war, entfernte sich der Teufel. Da zerbrachen die Schalen des Eies, und aus dem Ei hob sich die Gestalt eines Menschen – das war der erste Masur.

Seiner Herkunft verdankt der Masur die Eigenschaften, welche ihn kennzeichnen, denn der Masur ist hässlich wie eine Eule, grob und unrein, wie ein Schwein; er verbindet die Trägheit des Ochsen mit der Gier und Gefrässigkeit des Wolfes, wie mit der Verwerflichkeit und Wildheit des Teufels. Der Masur ist die Schlechtigkeit in Gestalt.

R. Kaindl

Die Zerstreung der Masuren (Mazuren)

Die Masuren hatten das wüste Land urbar gemacht, auf welchem der erste Masur aus dem Ei gekrochen war, und lebten dahin wie das liebe Vieh. In ihren elenden Hütten starrte es von Schmutz und Unreinigkeit, also dass die Mäuse bei den Masuren überhand nahmen, denn die Tiere fühlen sich nirgends wohler, als wo es in der Wirtschaft liederlich hergeht. Schliesslich kam es dahin, dass die Mäuse auf Bänken und Tischen herumsprangen und am hellen lichten Tage am Specke nagten. Die Masuren hätten den Mäusen das Tanzen auf Tisch und Bänken verziehen, aber dass sich dieselben vor ihren Augen an den Speck machten, das verziehen ihnen dieselben nicht, denn für den Speck lässt der Masur sein Leben.

Nun traf es sich einmal, dass ein Deutscher in das Dorf geritten kam. Derselbe hatte sich eine Katze aus seiner Heimat mitgebracht. Als die Masuren das Tier erblickten, welches ihnen bis dahin unbekannt gewesen war, kamen sie aus allen Häusern herbeigeströmt und staunten die Katze an. Dem Deutschen machte das Vergnügen, er stieg vom Pferde, liess demselben Futter geben und trat in eines der Häuser. Die Katze folgte ihm auf dem Fusse nach. Kaum hatte sie die Mäuse erblickt, welche sich in gewohnter Frechheit auf Tischen und Bänken herumtrieben, da stürzte sie sich auf dieselben und würgte sie ab. Das sahen die Masuren, welche dem Fremden gefolgt waren, mit grossem Vergnügen mit an, und es leuchtete ihnen ein, dass solch ein Tier für sie von dem grössten Nutzen sein würde, denn sie dachten sich, wenn sie die Mäuse los würden, dann wäre auch ihr Speck sicher. Sie boten also dem Deutschen ein grosses Stück Gold für seine Katze an. Dieser war damit zufrieden und ritt alsobald von dannen, weil er fürchtete, den Masuren könne ihr Kauf leid werden.

Als der Deutsche fort war, fiel den Masuren erst ein, dass sie gar nicht gefragt hatten, was die Katze frässe. In ihrer Not schickten sie sofort einen der ihren zu Pferde dem Deutschen nach, welcher diesen nach dem Futter fragen sollte. Als der Deutsche den Masuren hinter sich herreiten hörte, trieb er sein Pferd zur höchsten Eile an, denn er glaubte nun, dass er mit seinem Argwohn recht hätte. Aber das Pferd des Masuren war frisch, und so kam er dem Deutschen immer näher; dabei rief er demselben unausgesetzt etwas zu, was dieser aber nicht verstand. Endlich drehte sich der Deutsche ärgerlich um und rief dem Masuren „Was“ zu. Alsobald warf der Masur sein Pferd entsetzt herum und jagte seinem Dorfe zu. Kopfschüttelnd über das sonderbare Benehmen, setzte der Deutsche seinen Weg weiter fort.

Als der Masure in seinem Dorfe ankam, umringten ihn die Leute. Aber wie erschraaken sie, als der Reiter ihnen sagte, dass es um sie geschehen wäre; der Deutsche habe ihm gesagt, die Katze würde sie alle auffressen, denn als er diesem die Frage zugerufen, was die Katze fresse, habe der Deutsche gesagt „Was“. Das Wort „Was“ heisst aber in der Sprache der Masuren „Euch“. Da beschlossen die Masuren, lieber die Katze tot zu schlagen, als sich von derselben fressen zu lassen. Aber sie konnten die Katze nicht erwischen. Nun wollten sie dieselbe verbrennen und zündeten das ganze Dorf an, damit die Katze im Feuer umkäme. Das Dorf brannte nieder, bald war nur noch ein Aschenhaufen davon vorhanden. Die Masuren waren froh, denn nun, dachten sie, sei es mit der Katze aus. Plötzlich aber hörten sie ein lautes „Miau“, und als sie sich umsahen, woher das kam, erblickten sie die Katze auf einem hohen Birnbaum. Da umstanden die Masuren denselben und gafften voll Schrecken in die Höhe. Der Katze mochte es aber mit der Zeit auf dem Birnbaume zu langweilig geworden sein, deshalb sprang sie plötzlich von demselben herunter und einem Masuren in das breite Gesicht. Ein Schreckensschrei entfuhr dem Munde aller, der Mann fiel wie tot zu Boden, die Masuren liefen davon und zerstreuten sich in alle Welt.

Seit der Zeit findet man die Masuren an vielen Orten in Galizien und in der Bukowina, aber sie leben stets vereinzelt unter den andern Bewohnern des Landes und nirgends findet man ein Dorf, in welchem nur Masuren wohnen. –

Also die Masuren hatten sich in alle Winde zerstreut und nur der Schulze des Ortes hielt bei unserem Manne aus, der zu Boden gestürzt war und sich selbst für tot hielt. Der Schulze rüttelte und schüttelte den am Boden Liegenden und redete ihm dabei gut zu. Endlich schlug derselbe die Augen auf und überzeugte sich davon, dass er noch nicht tot war. Er stand also auf

und als er sich noch mit dem Schulzen umsah, ob nicht irgendwo ein Masure zu finden sei, ertönte ihnen plötzlich das furchtbare „Miau“ in die Ohren – denn die Katze sass auf dem Aschenhaufen eines Hauses, der in der Nähe des Birnbaumes gestanden hatte. Da rissen auch sie voll Schrecken aus und liefen in den nahen Wald.

Nachdem sie eine Weile gelaufen waren und das „Miau“ der Katze nicht mehr hörten, fingen sie an, langsamer zu gehen. Endlich sagte der Eine: „Mich hungert“. „Mich auch“, antwortete der andere. Gerade in dem Augenblicke sahen sie einen grossen, dunkelbraunen Marder einen Baum hinaufklettern. „Hurra!“ rief der Dorfschulze, „das giebt einen trefflichen Braten, den Marder müssen wir haben. Bleib du hier“, redete er seinen Begleiter an, „und habe acht auf das Tier, dass uns dasselbe nicht entwischt; ich werde ausgehen und versuchen, ob ich irgendwo Salz auftreiben kann, denn ohne Salz kein Essen.“ „Gut“, sagte der andere, „hole du das Salz, ich werde hier warten.“ Gesagt, gethan; der Schulze ging nach dem Salze aus und der Bauer blieb als Wache unter dem Baume, auf welchem der Marder sass. Nachdem er vom vielen Stehen stumpf und steif geworden war, rief er endlich aus: „Da kommt mir eben ein gescheiter Gedanke. Wenn ich den Marder fange und schlachte, dann brauche ich keine Wache mehr zu halten, dann kann ich mich hinlegen und schlafen, bis der Schulze mit dem Salze kommt.“

Das war nun allerdings ein sehr kluger Gedanke, nur hätte der Masur nicht drei Stunden Zeit gebraucht, um denselben zu fassen. Aber nun er ihn einmal gefasst hatte, ging er auch daran, denselben sofort auszuführen. Er rieb sich also die Augen und begann den Baum hinaufzuklettern. Der Marder wandte seine gelbe Kehle nach oben und kletterte bis in die Spitze des Baumes, der Masure ihm nach. Aber, o weh, als der Masure [185] schon die Hand nach dem Marder ausstreckte, um ihn in das Genick zu fassen, da brach der Ast, auf welchem der Masure stand, und er stürzte in die Tiefe, wo er sich das Genick brach. Der Sturz aus der Höhe war so heftig gewesen, dass dem Gefallenen der Bauch zerplatzte. So lag der Tote mit zerplatztem Bauche da unter dem Baume, der Marder aber entkam.

Wieder waren verschiedene Stunden verstrichen; endlich kam der Schulze mit dem Salze an, welches er irgendwo in weiter Ferne aufgetrieben hatte. Wie erstaunte er aber, als er den Marder auf dem Baume nicht mehr sah, dafür aber unter demselben seinen Gefährten mit zerplatztem Bauche tot daliegen. Da war es also nichts mit dem Braten, auf den er sich schon stundenlang gefreut hatte. Der Schulze blieb erst ganz starr vor Schrecken vor dem Toten stehen, dann kam ihm ein kluger Gedanke und er sprach zu dem Toten: „Kerl, hast selbst aufgefressen den Braten und bist geplatzt. Hast was Rechtes gehabt für deinen schlechten Streich.“

Sprach's und schlug sich in die Büsche.

R. Kaindl

Die drei Prinzen und ihre Frauen

Einst lebte ein König, welcher drei Söhne hatte. Dieselben waren zu stattlichen Jünglingen herangewachsen und so kam es, dass er sie gern vermählt wusste. Deshalb liess er sie eines

Tages vor den Thron rufen und verkündete ihnen seinen Wunsch. Die jungen Prinzen versprachen, sich dem Gebote des Vaters zu fügen.

Damit nun jeder von ihnen wüsste, wo er sich eine Gemahlin zu suchen habe, nahmen sie Pfeil und Bogen und gingen damit in den Garten. Der älteste Prinz schoss den ersten Pfeil ab. Derselbe flog in eine Burg hinein und der Prinz heiratete ein Edelfräulein. Darauf schoss der zweite Prinz, das Pfeil traf eine Bauernhütte. Somit heiratete der Prinz das Bauernmädchen. Nun schoss der jüngste Prinz einen Pfeil ab; der Pfeil fiel in den nächsten Sumpf, und als endlich der Pfeil in demselben aufgefunden wurde, sass ein Frosch darauf. Da blieb dem Prinzen nichts übrig, als dass er sich das hässliche Tier als Frau antrauen lassen musste. Das that er denn auch, aber mit Thränen in den Augen und Leid im Herzen.

Nun waren die Prinzen vermählt. Der König aber war damit nicht zufrieden, sondern er wollte jetzt wissen, was eine jede von den jungen Frauen verstehe und welcher von seinen Söhnen die klügste Gemahlin habe; dieser sollte ihm dann auf dem Throne nachfolgen. Deshalb befahl er den Söhnen, ein jeder von ihnen solle von seiner Frau einen Teppich weben lassen. Am folgenden Tage sollten sie ihm die Teppiche vorzeigen.

Die Prinzen gingen mit den Aufträgen von dannen. Die beiden ältesten Brüder waren nicht eben besorgt, dass ihre Frauen die Aufgabe nicht lösen würden, denn dazumal lernte ein jedes junge Mädchen im Lande das Weben, aber was sollte wohl der Jüngste von seiner Froschfrau erwarten? Er ging also ganz traurig in sein Schloss und weinte bitterlich. Da aber kam das Fröschlein herbeigehüpft, denn als die Frau des Prinzen hatte es mit diesem sein Schloss bezogen, und sagte zu dem Prinzen: „Mein Herr Gemahl, weshalb bist du so traurig? Teile mir deinen Schmerz mit, vielleicht kann ich dir helfen?“

Darauf erzählte der Prinz, was sein Vater, der König, befohlen habe. Als er alles berichtet hatte, wurde das Fröschlein heiter und guter Dinge, und sagte: „Liebster, sei fröhlich und gräme dich nicht. Morgen, wenn der Tag anfängt zu grauen, werde ich dir einen Teppich bringen, der schöner sein soll als alles, was du bisher gesehen hast.“

Als der Abend hereingebrochen war, hüpfte das Fröschlein auf das Fensterbrett und sang ein Zaubersprüchlein. Alsobald kamen zwölf Herren und zwölf Damen in das Zimmer; sie trugen Seide und Gold in ihren Händen, Perlen und Edelgestein. Dann machten sie sich an die Arbeit, und bevor noch der erste Morgenstrahl durch das Fenster lugte, war der Teppich fertig. Das Fröschlein brachte den Teppich zum Prinzen, dieser ging zur bestimmten Stunde damit zu seinem Vater, wo auch alsbald die beiden andern Prinzen mit ihren Teppichen eintrafen; aber da zeigte es sich, dass der Teppich des jüngsten Sohnes bei weitem der schönste war, wie auch der König sofort entschied, als er ihn erblickt hatte.

Der König war aber mit dieser Probe nicht zufrieden, sondern gab den Prinzen den neuen Auftrag, ein jeder von ihnen solle am nächsten Tage eine feine Speise bringen, welche die Gemahlin eines jeden Prinzen selbst bereitet hätte.

Hatte sich der jüngste Prinz sehr darüber gefreut, dass der Teppich von seinem Fröschlein der schönste war, so kam ihm nun eine tiefe Trauer an, denn er dachte, wie soll ein Tierchen, das stets in einem Sumpfe gesessen hat, einen Begriff von einer Speise haben? Und wenn es den hätte, wie soll es eine solche bereiten können? Als der Prinz über alles das nachdachte, wurde

er noch trauriger als zuvor. Aber auch diesmal kam der Frosch herbegehüpft und fragte den Prinzen nach dem Grunde seiner Traurigkeit. Der Prinz erzählte alles und das Fröschlein versprach ihm zu helfen.

Und richtig, als der Abend hereingebrochen war, sprang das Fröschlein wieder auf das Fensterbrett und sagte wiederum ein Zaubersprüchlein her. Alsobald erschienen die zwölf Damen und die zwölf Herren wieder, hatten Milch und Mehl, Butter und Zucker und viel andere schöne Dinge bei sich und kochten und machten, dass es nur so eine Art hatte. Richtig, am andern Morgen zeigte es sich, dass diese Speise die vortrefflichste war, wie der König sofort erklärte, als er nur die ersten Happen davon genossen hatte.

Nun aber wollte der König die Frauen auch sehen, um dann seine letzte Entscheidung zu fällen. „Ach“, dachte da der Prinz, „wie wird es meinem Fröschlein ergehen? Wie wird es sich schämen müssen, wenn die hübschen Frauen meiner Brüder dabei stehen?“ Aber so ganz ängstlich war der Prinz nun doch nicht mehr, denn er hatte ja gesehen, dass sein Fröschlein doch mehr könnte, als er je gedacht hatte.

Nachdem er also wieder in seinem Schlosse war und das Fröschlein neugierig herbegehüpft kam, erzählte er diesem das Verlangen seines Vaters. Er bat also das Fröschlein, sich für den folgenden Tag bereit zu halten, und dieses versprach, sein Bestes zu thun.

Wie erstaunte aber der Prinz am andern Morgen, als ihm aus dem Schlafgemach eine junge Dame von einer solchen Schönheit entgegentrat, wie er noch nie zuvor eine gleiche gesehen hatte. Und so kam es denn auch, dass die Frau des jüngsten Prinzen für die schönste erklärt wurde, so lieblich auch die Gemahlinnen der anderen Prinzen waren. Der König bestimmte nun auch, dass ihm der jüngste Prinz in der Regierung nachfolgen sollte. Er konnte es auch nicht unterlassen, zu fragen, woher der Prinz das schöne Mädchen bekommen habe. Dieser erzählte ihm alles, und da der König ein sehr erfahrener Mann war, welcher in seinem Leben vielerlei gehört hatte, so riet er jetzt dem Prinzen an, derselbe solle sofort nach Hause eilen, in dem Schlafgemach nach dem abgestreiften Froschhäutchen suchen und dasselbe sofort verbrennen; hätte er das gethan, so wäre seine junge schöne Gemahlin entzaubert.

Der Prinz befolgte den Rat seines Vaters, fand das Froschhäutchen glücklich, verbrannte es, dann eilte er wieder zurück in das Schloss seines Vaters.

Als er später mit seiner jungen Gemahlin heimgekehrt war, merkte diese gar bald, was sich zugetragen hatte. Da wurde sie traurig und sagte: „Lieber Gemahl, ich weiss, was du gethan hast; nun wirst du mich niemals mehr sehen.“ Kaum hatte die junge schöne Frau das gesprochen, so setzte sich dieselbe auf das Fensterbrett, verwandelte sich in einen Kuckuck und flog davon.

Der Prinz eilte zu seinem Vater und erzählte diesem unter Thränen, was vorgegangen war. Dieser sagte tröstend zu ihm: „Zieh' in die weite Welt, mein Sohn, und suche deine Gemahlin. Wenn du sie gefunden hast, so kehre mit derselben heim und besteige den Thron.“

Der Prinz beschloss, diesem Rate zu folgen; er nahm Abschied und zog von dannen.

Lange schweifte er in der weiten Welt umher, aber nirgends fand er eine Spur von seiner

Gemahlin. So kam er auch eines Tages an eine kleine Hütte mitten im Walde. Der Prinz trat dort ein und fand in derselben eine Zauberin. Er fragte dieselbe, ob sie nicht einen Kuckuck gesehen habe. „Ja“, sagte die Zauberin, „einen Kuckuck habe ich jeden Tag gesehen, denn täglich, wenn es zum Abend geht, kommt ein Kuckuck zu mir in diese Hütte geflogen und setzt sich auf meine linke Schulter. Ich weiss, was du willst, und deshalb gebe ich dir folgenden Rat. Verstecke dich hier unter das Bett; wenn der Kuckuck kommt und sich auf meine Schulter gesetzt hat, so komm leise unter dem Bett hervor und fasse den Kuckuck. Der Kuckuck wird sich in einen Fisch verwandeln, den Fisch musst du bei der Flosse ergreifen. Alsbald wird sich der Fisch in eine Schlange verwandeln. Die Schlange musst du ergreifen. Dann wird aus der Schlange eine Spindel werden. Die Spindel musst du dann erfassen, über das Knie legen und zerbrechen. Hast du das gethan, so ist deine Gemahlin entzaubert.“

Als der Prinz das vernommen hatte, war er hoch erfreut, von seiner Gemahlin wieder etwas zu hören. „Gut“, sagte er also, „ich werde alles thun, wie du mir gesagt hast.“

Noch bevor es dämmerig wurde, war der Prinz unter das Bett gekrochen, und kaum sass der Kuckuck auf den Schultern der Zauberin, so kam der Prinz unter dem Bett hervor und erfasste den Vogel. Alsbald verwandelte sich dieser in einen Fisch. Der Prinz griff nach der Flosse des Fisches, aber da er zu wenig fest zugegriffen hatte, so entwand sich der Fisch dem Griff und war plötzlich verschwunden.

Da überkam den Prinzen eine tiefe Trauer. Als die Zauberin das sah, tröstete sie ihn, so gut sie konnte. Sie erzählte dem Prinzen, dass sie noch eine Schwester habe, welche älter wäre als sie selbst. Dieselbe wohne weit in das Land hinein in einer ähnlichen Waldhütte, wie sie selbst, er möge sich dorthin begeben.

Der Prinz machte sich auf den Weg und zog dorthin. Als er nach langer Wanderung die Waldhütte gefunden hatte, trat er bei der Zauberin ein. Dieselbe wusste schon alles und gab dem Prinzen dieselben Vorschriften, wie die erste Zauberin gethan hatte. Es kam nun auch alles so, wie das erste Mal. Der Prinz erfasste den Vogel, dieser verwandelte sich in einen Fisch, diesmal fasste der Prinz die Flossen fest und nun verwandelte sich der Fisch in eine Schlange. Als der Prinz die Schlange sah, erschrak er – da war die Schlange auch schon verschwunden.

Der Prinz ward wieder sehr traurig, aber die Zauberin tröstete denselben, und schickte ihn zu ihrer ältesten Schwester, welche die grösste Zauberin von ihnen war.

Nach langer Wanderung fand der Prinz auch diese Zauberin und erhielt von ihr dieselbe Anweisung. Diesmal gelang es dem Prinzen, Vogel, Fisch und Schlange festzuhalten und schliesslich auch die Spindel zu zerbrechen. Sobald dies geschehen war, stand die junge Frau in ihrer ganzen Schönheit vor ihm da. Hoherfreut schloss der Prinz sie in seine Arme, dann dankten beide der Zauberin vielmals und kehrten darauf an den Hof des Königs zurück. Da übertrug der König dem Prinzen die Herrschaft, dieser aber lebte mit seiner jungen Gemahlin in einer langen und glücklichen Ehe als König eines schönen und reichen Landes.

R. Kaindl

Schwänke und Streiche aus Westpreussen I - Tuschkauerstreiche

Die Mutter von Tuschkau

In der Gegend von Tuschkau geht das Gerede, dass die Mutter von Tuschkau auf der Grenze der Flur begraben liegt, man weiss aber nicht wo. Andere erzählen aber auch, dass die Tuschkauer die Mutter von Tuschkau in den Sarg gelegt und zum Begräbnis hätten fahren wollen. Als sie mit dem Wagen auf eine Brücke gekommen wären, sei der Sarg mit der Leiche von dem Wagen und der Brücke hinab in das Wasser gefallen und davongeschwommen. Es sei den Tuschkauern nicht geglückt, des Sarges wieder habhaft zu werden, und so sei es gekommen, dass dieselben nicht wüssten, wo die Mutter von Tuschkau geblieben sei.

A. Treichel

Die lebendig gewordenen Gänse

Der Gastwirt von Tuschkau hatte acht Gänse auf dem Hofe. Da geschah es eines Tages, dass die Gänse plötzlich umfielen, so dass man sie für tot hielt. Die Gänse, welche auf so unnatürliche Weise gestorben waren, mochte man nicht essen, aber es schien allen schade, dass die Federn auch verloren sein sollten; deshalb machten sich die Frauensleute in der Wirtschaft darüber her und rissen den toten Gänsen die Federn aus, dann schmissen sie die Toten auf den Mist.

Es währte aber kaum einige Stunden, da wurden die Toten wieder lebendig, denn die Gänse waren nicht tot, sondern nur betrunken gewesen. Die Trunkenheit war aber davon gekommen, dass die Gänse Spiritus aufgeschnattert hatten, denn der Wirt hatte an dem Tage solchen im Hofe abgezogen und dabei war es gekommen, dass die Gänse sich über die Trippe hergemacht hatten.

Also die Gänse waren wieder lebendig geworden, aber da sie ihre Federn verloren hatten, so kannte eine Gans die andere nicht mehr, sie hielten sich gegenseitig für fremde Eindringlinge in dem Gehöft. Wie nun die Gänse bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, erhoben die Wiedererwachten ein gewaltiges Geschrei; eine schnatterte die andere immer lauter an als die erste, so dass sich auf dem Hofe ein Höllenlärm erhob.

Nun war es an dem Tage gerade sehr kalt. Der Wirt ärgerte sich wohl über den Lärm, welchen die Gänse vollführten; mehr aber dauerte ihn noch, dass die armen Tiere nun keine Federn mehr hätten und frieren müssten. Deshalb liess er sogleich acht Hammel schlachten und jeder Gans ein Hammelfell umlegen. Also waren dieselben durch die Klugheit des Wirtes von Tuschkau vor der Kälte geschützt.

A. Treichel

Die Kuh im Roggen

Einstmals hatte sich auf der Feldflur von Tuschkau eine Kuh im Roggen verlaufen. Die Leute hätten die Kuh wohl gern wieder aus dem Roggen herausgetrieben, aber sie fürchteten, dass der, welcher dies unternähme, zu viel Getreide zertreten würde. Da ordnete der Ortsvorsteher an, dass eine Tragbahre geholt werde. Sobald dieselbe zur Stelle war, setzte man den Hirten darauf, mit der Peitsche bewaffnet; vier Mann hoben die Bahre mit der Last auf und trugen den Hirten im Korn nach der Stelle zu, wo sich die Kuh befand. So gelang es dem Hirten, die Kuh aus dem Roggen zu treiben, ohne dass er einen Halm zertreten hatte.

A. Treichel

Der Sichelwurm

Eines Tages fuhr ein Plunderfahrer die Feldflur der Tuschkauer entlang. Wie solche Leute das zu thun pflegen, welche sich Gras und Getreide von den Wiesen und Feldern abschneiden, wo es ihnen bequem ist, wenn sie nur niemand sieht, so erspähte auch hier unser Plunderfahrer die Gelegenheit, und als er weit und breit niemand im Felde erblickte, schnitt er von dem nächsten Felde soviel Roggen ab, als er in seinem Wagen unterbringen konnte als Futter für sein Pferd, hatte aber doch über aller Arbeit vergessen, die Sichel wieder mit in den Wagen zu nehmen, vielmehr auf dem Felde liegen lassen.

Nun geschah es, dass nach einer Weile ein Bauer daherkam. Als dieser sah, dass von dem Roggenstück Getreide fehlte, ging er hin zu sehen, wie das gekommen sei. Da sah er am Roggen die Sichel liegen. Ein solches Ding war ihm unbekannt; er hielt sie vielmehr nach ihrer krummen Schneide für ein Tier. Eiligst lief er nach Tuschkau zurück und erzählte dort, draussen auf dem Felde liege bei dem Roggen ein grosser Wurm, welcher schon eine ganze Strecke von dem Roggen aufgeessen habe.

Als die Bauern das hörten, bewaffneten sie sich mit Sensen, Forken und Knütteln, und zogen aus, den bösen Wurm zu bekämpfen. Auf dem Felde sahen sie auch den Wurm ruhig bei dem Roggen liegen; es war augenscheinlich, dass er sich satt gefressen hatte und nun sonnte.

Die Tuschkauer umstanden das Tier erst ratlos, dann fasste sich endlich einer von ihnen ein Herz und wollte dem Untier mit aller Macht seine Forke in den Leib rennen, aber als die Forke auf den Wurm traf, da klang es, wie wenn Eisen auf Eisen schlägt, die Sichel aber sprang in einem Bogen davon. Da sahen alle, wie das Tier sich bewegte, und als es nicht auf sie zugefahren, sondern davongeflogen war, so meinten die Tuschkauer, der Wurm sei feige. Jetzt wurden auch die Feigen beherzt und einer nach dem andern stach und schlug auf den Wurm los, welcher nach jedem Schlag bald hierhin flog, bald dorthin sprang. Plötzlich aber geschah etwas Furchtbares: eben hatte nämlich der Wurm wieder einen heftigen schräg geführten Schlag bekommen, da sprang er einem der Helden an den Hals und biss sich dort so fest, dass das Blut nur so aus der Wunde spritzte. In seiner Angst lief der Tuschkauer in den nahen Fluss, weil er hoffte, das Tier werde im Wasser von ihm lassen, aber es kam anders; mochte der Gebissene zu viel Blut verloren haben oder in eine zu tiefe Stelle geraten sein – man weiss es nicht, genug Bauer und Wurm kamen im Wasser um, also dass niemand mehr von ihnen etwas

gesehen hat.

A. Treichel

Die Tuschkauer kaufen eine Katze

Die hier mitgeteilte Überlieferung berichtet, dass die Tuschkauer, welche nur polnisch sprechen, von einem Deutschen eine Katze kaufen und zwar gegen die Mäuseplage. Sie haben bei dem Kauf vergessen zu fragen, was die Katze frisst und laufen nun dem abziehenden Fremden nach. Dieser versteht die polnisch Redenden nicht und fragt: „Was?“ Was heisst aber polnisch „Euch.“ In ihrer Furcht greifen die Tuschkauer zu Knüppel und Forke, das Tier zu erschlagen oder zu erstechen und zünden endlich das Haus an, in welches die Katze geflüchtet ist. Das Feuer greift um sich, Tuschkau geht in Flammen auf.

Wir haben somit in allen wesentlichen Beziehungen in Tuschkau die Überlieferung der Mazuren, welche uns früher Heft 4, 5 – Sagen und Märchen aus Ostgalizien und der Bukowina – gebracht hat.

A. Treichel

Anmerkung

Wie in den Bemerkungen zu den Schwänken und Streichen des Till Eulenspiegel in Westpreussen, so erlaubt sich der Unterzeichnete auch hier die Bitte auszusprechen, den entsprechenden Schöpfungen des Volksgeistes in bezug auf das Sammeln derselben erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen und zwar

1) nach Seite der Städte und Dörfer, deren Bewohner den Spott zu tragen haben – Herr A. Treichel zählt folgende Ortschaften ausser Tuschkau auf: Abdera. Chelbun. Damaskus. Baudry. Neuenburg. Beleschdorf. Schilda. Schöppenstädt. Krähwinkel. Teterow. Kremp. Büsam. Domnau. Mölln. Posemuckel. Meseritz. Tirschtiegel. Bomst. Schönlanke. Krojanke. Filehne. Zanow. Darsekow. Rummelsburg. Zelasen. Lauenburg. Kauernick. Gollub. Dobrogosz. (Gosch.) Bütow. – und hier ist stets der Versuch zu machen, festzustellen, ob Ortschaft und Umgebung früher dieselbe oder verschiedene Sprachen gehabt haben –

2) nach Seite der Kulturverhältnisse, welche in den Streichen und Schwänken verspottet werden

A) in bezug auf den Landbau und seine Geräte,

B) in bezug auf das Handwerk, die Bauten u. s. w.

wie entsprechende Überlieferungen in den Schildbürgerstreichen hervortreten, sowie in den von mir gefundenen und veröffentlichten Wenden- und Žamaitenstreichen.

Schwänke und Streiche, welche sich mit dem Geschlechtlichen und Lüsternen abgeben, bitte ich mir nicht zu senden, ausser wo dieselben von besonderer Bedeutung sind, da sonst für

Überlieferungen entsprechender Art die Κρυπτάδια da sind.

Edm. Veckenstedt

Schwänke und Streiche aus Westpreussen II

Die Katze als Kind

In einem gewissen Dorfe in Westpreussen lebte ein kinderloses Ehepaar, welches sich dringend ein Kind wünschte. Nun geschah es einmal, dass die Frau krank wurde. Darüber freute sich der Mann sehr, weil er glaubte, seine Frau werde niederkommen. Voller Freude eilte er zu den Leuten, welche mit ihm in demselben Hause in einer Stube jenseits des Flures wohnten, und erzählte ihnen, dass jetzt das ersehnte Kind ankommen werde. Die Leute hörten das mit an und stellten sich, als ob sie es glaubten, aber es kam ihnen denn doch die Lust an, dem Manne für seine Einfalt einen Possen zu spielen. Deshalb ging die Frau hinaus und sagte, sie wollte nachsehen, ob das Kind schon da wäre. Allein auf dem Flur nahm sie einen Sack, steckte die Katze hinein, sodass nur der Kopf derselben aus dem Sack hervorsah, dann kehrte sie in die Stube zurück und rief: „Seht, Nachbar, das Kind ist glücklich angekommen.“

Der Mann sah sich den also gestalteten Kopf des Kindes an und meinte ganz erfreut: „Wie mir das Kind doch ähnlich sieht; das ist ja ganz und gar mein Gesicht, das sind meine Wunzen, das ist alles ganz so wie ich es habe.“

A. Treichel

Die dumme Wirtin

Ein durchtriebener Bengel, Namens Wuptig, kam eines Tages mit seinem Hunde, Namens Wups, in ein Wirtshaus und erzählte, sein Hund könne keine Kartoffeln fressen. Das wollte die Wirtin nicht glauben. Da schlug ihr der Bengel eine Wette vor und sagte: „Wenn der Hund keine Kartoffeln fressen kann, so gebe ich ein ordentliches Stück Geld; wenn er aber Kartoffeln fressen kann, so erhalte ich ein Quart Schnaps.“

Die Wirtin ging die Wette ein und dem Hunde wurden Kartoffeln vorgesetzt, welche sich derselbe denn auch gutschmecken liess.

Der durchtriebene Bengel erhielt seinen Schnaps und hätte nun auch gern dazu einen guten Imbiss gehabt. Deshalb legte er ein Geldstück auf den Tisch und sagte der Wirtin, dieselbe solle ihm dafür Schinken geben.

Die Wirtin war dazu bereit und meinte, ein Pfund könne sie ihm für das Geld wohl geben, aber mehr nicht; sie wolle nur erst das Pfundstück holen und dann abwiegen. Aber der durchtriebene Bengel meinte, das sei gar nicht nötig; seine Hand sei gerade ein Pfund schwer; er wolle dieselbe statt des Gewichtes auf die Wage legen. Die Wirtin war damit einverstanden. Als sie nun aber nach der Schwere der Hand ein Pfund abwiegen wollte, drückte der Bengel mit der Hand so stark zu, dass er ein Stück Schinken bekam, welches sicher einige Pfund schwer war. So hatte die dumme Wirtin erst den Hund für umsonst gefüttert, dann ebenso Schnaps gegeben und endlich für ein geringes Geld einige Pfund Schinken verkauft.

A. Treichel

Der dwatsche Hans

Es war einmal ein Bauer, bei dem kein Knecht längere Zeit auszuhalten pflegte; das aber ging so zu: bei dem Vermieten machte der Bauer aus, wenn sich der Knecht in seinem Dienst ärgern würde, so durfte er demselben Nase und Ohren abschneiden; wenn er, der Bauer, sich aber über den Knecht ärgern würde, so durfte der Knecht dem Bauer Nase und Ohren abschneiden, erhielt aber ausserdem noch eine Tonne mit Gold. Als Frist für diese Abrechnung war der Marienitag angesetzt, wenn an demselben der Kuckuck schrie.

Die Tonne Goldes hatte gar manchen Knecht angelockt, aber es war keinem gelungen, dieselbe zu verdienen; wohl aber wurde einer nach dem andern, welcher unter jenen Bedingungen in den Dienst getreten war, mit abgeschnittener Nase und weggeschnittenen Ohren heimgeschickt, dieweil sie sich gar bald geärgert hatten.

Nun aber geschah es eines Tages, dass zu dem Bauer so ein dwatscher Hans kam, welcher sich die Bedingungen sagen liess und sich dann bereit erklärte, in den Dienst zu treten, unter den bekannten Bedingungen.

Am ersten Tage seines Dienstes befahl ihm der Bauer, mit vier Ochsen auf das Feld zu ziehen zum Pflügen. Der Bauer hatte einen kleinen Hund, welcher den Namen Petersilie führte. Nach diesem Hunde, welchen der Bauer Hans mit auf das Feld nehmen hiess, sollte sich dieser beim Pflügen richten, und zwar in der Weise, dass er dem Hunde immer nachpflügte, wohin dieser sich wenden würde; wenn es Mittag sei, hatte der Bauer gesagt, werde der Hund schon von selbst nach Hause laufen, Hans solle ihm dann nur folgen.

Als nun Knecht und Hund auf dem Felde angelangt waren, machte sich Hans daran, dem Hunde alle Furchen nachzuziehen, wohin sich dieser auch wandte, kreuz und quer, bis er diese Art von Arbeit endlich satt hatte. Er hieb also dem Köter mit der Ochsenpeitsche eins tüchtig über, so dass dieser geradewegs nach Hause lief. Hans folgte dem Hunde mit seinen Ochsen, so rasch es nur gehen wollte.

Um das Gehöft des Bauers war ein Zaun, und als nun der Hund an denselben kam, suchte er erst nicht lange nach dem Eingang, sondern sprang über den Zaun in das Gehöft hinein. „Ei“, dachte der dwatsche Hans, „da musst Du mit Deinen Ochsen folgen.“ Da nun aber die Ochsen nicht über den Zaun steigen konnten, so schlug er dieselben einfach tot, dann warf er sie über den Zaun – denn der dwatsche Hans war von ungeheurer Stärke –, darauf den Pflug, dann stieg er selbst über und kam zu dem Bauer in die Stube.

„Na, Hans“, fragte ihn dieser, „hast Du tüchtig gepflügt? Wo sind die Ochsen? Hast Du sie in den Stall gebracht?“ „Ja“, sagte der Hans, „das ist solche Geschichte. Als Petersilie nach Hause lief, bin ich ihm mit den Ochsen gefolgt. Der Hund sprang über den Zaun, die Ochsen konnten das nicht, da habe ich sie totgeschlagen und über den Zaun geworfen. Das ärgert Euch doch nicht?“

„I bewahre“, antwortete der Bauer, „was soll mich das wohl ärgern?“

Ein andermal hiess der Bauer unsern Hans zwölf Schweine in die Stadt auf den Markt treiben und dort verkaufen. Hans aber schnitt unterwegs den Schweinen den Schwanz ab, dann verkaufte er sie möglichst gut auf dem Markte und steckte das Geld ein. Auf dem Heimwege musste er an einer Torfkaule vorbei. Da steckte er die sämtlichen zwölf Schweineschwänze hinein, dann ging er nach Hause.

Als er in die Stube trat, war das erste Wort des Bauers an ihn: „Na, Hans, hast Du die Schweine gut verkauft? Wo hast Du das Geld?“ „I“, sagte Hans, „Geld habe ich überhaupt nicht; die Schweine sind mir davongelaufen, immer in die Torfkaule hinein; da sind sie drin stecken geblieben und gucken nur noch mit den Schwänzen heraus. Ich habe immerzu an den Schwänzen gezogen, kriege die Schweine aber nicht mehr aus dem Torfe heraus.“

Der Bauer machte sich sogleich auf nach der Torfkaule mit Hans, und als er die zwölf Schwänze aus dem Torfmoore hervorragend sah, hielt er die Geschichte für wahr und glaubte, es sei nichts zu machen.

„Vater, Ihr ärgert Euch doch nicht?“ fragte Hans den Bauer. „I, wo sollte ich mich wohl darüber ärgern!“ antwortete der Bauer. Aber er ärgerte sich doch im stillen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Bauer und die Bäuerin wollten in die Kirche gehen. Da sagte der Bauer zu Hans: „Wenn wir gegangen sind, so kannst Du alles besorgen. Geh in den Stall und hole Dir dort dasjenige Schaf heraus, welches Dich zuerst anglotzt. Dann schlachtest Du das Schaf, holst Petersilie und machst damit das Schaffleisch zurecht, damit wir ein ordentliches Mittagessen haben. Wenn Du das Essen angesetzt hast, machst Du das Kind rein. Was Du nicht angesetzt hast, hängst Du über den Zaun.“

„Na gut“, sagte Hans, „das wollen wir schon machen.“

Sobald nun der Bauer mit seiner Frau in der Kirche war, ging Hans in den Stall, in welchem sich die Schafe befanden. Als er zur Thüre hineinkam, glotzten ihn alle Schafe im Stalle an, mit Ausnahme eines alten Jahlings, welcher sich kaum noch auf den Beinen zu halten vermochte. Alsobald machte sich Hans über die Schafe her und schlachtete eins nach dem andern, mit Ausnahme jenes alten Tieres. Darauf holte er den Hund Petersilie, tötete auch den und that ihn an das Schaffleisch. Darauf ging er nach dem Kinde und als ihn dieses gross ansah, tötete er dasselbe gleichfalls, nachdem er mit ihm zu einem Bruch gegangen war; darauf machte er es rein, dann hing er die Leiche über den Zaun.

Als die Bauersleute aus der Kirche kamen und das alles sahen, ärgerten sie sich furchtbar; aber sie liessen sich davon nichts merken, sondern sagten sogar das Gegenteil.

Nun berieten der Bauer und seine Frau aber doch, wie sie den Knecht los würden, obschon der Kuckuck noch nicht gerufen hatte. Deshalb beschloss die Frau, eine List zu ersinnen. Nachdem sie damit fertig war, zog sie ihre Kleidung aus, darauf beschmierte sie sich mit Teer, dann wälzte sie sich in Federn herum, sodass sie aussah wie ein Vogel. Darauf kletterte sie auf einen Baum, nistelte sich in die grünen Zweige ein und rief einmal über das andere: „Kuckuck, Kuckuck!“

Da sagte der Bauer zu dem Knecht: „Horch, der Kuckuck ruft, der Marienitag ist da, Deine Zeit ist um, Du kannst gehen.“ „I na nu“, antwortete aber Hans, „so früh im Jahre schreit doch kein Kuckuck. Erst muss ich einmal sehen, was das für ein Vogel ist; ich werde nach ihm schiessen und sehen, dass ich ihn treffe.“

Der Bauer suchte ihm das Vorhaben zwar auszureden, allein vergebens. Hans holte sich eine Flinte, zielte und schoss nach dem vermeintlichen Vogel. Da fiel die Bäuerin tot vom Baume zur Erde nieder.

Als Hans sah, was er angerichtet hatte, fragte er den Bauer: „Na, Vater, ärgert Euch das?“

Das war dem Bauer denn aber doch zuviel; voll Wut schrie er ihn an: „Das muss ja den Teufel ärgern und soll mich nicht mal ärgern?“

Kaum hatte der Bauer das gesagt, so schnitt ihm der Knecht Nase und Ohren ab, liess sich ein Tönnchen mit Gold geben, sodass er nun ein steinreicher Mann wurde – und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute.

A. Treichel

Berchta-Sagen in Tirol

Wie die Pflanzen in unsern Bergen, haben auch Mythen und Sagen ihre Standorte. Wie eine Pflanze nur in dieser oder jener Gegend vorkommt, so auch eine Sage. Bei unserer gemischten Bevölkerung seit der Völkerwanderung – Goten, Langobarden, Alemannen, Baijuvaren, Franken zogen ja durch unser Gebirge, stritten um dasselbe und liessen sich da und dort sesshaft nieder – haben sich bis auf den heutigen Tag sehr verschiedene Dialekte erhalten. Wie verschieden ist die Sprache der nahe wohnenden Ultner, Passeirer und Sarner. Bei dem ersten Begegnen verstehen sich diese Leute nicht wechselseitig. Auch die Sage ist wohl den verschiedenen alten Ansiedlern entsprechend fortgepflanzt, wie die Gebräuche. – Ist es blinder Zufall, dass man am Inn, wo Alemannen Einfluss hatten, nach dem „St. Galli Ziel“ rechnet, an der Etsch, wo die Franken festen Fuss einst gefasst hatten, nach dem fränkischen Patron St. Martin? War es Willkür, dass nur alte Kirchen hier dem hl. Zeno, dort dem hl. Oswald, anderswo der hl. Gertraud geweiht sind? – Ich glaube nicht, es waren Nationalheilige, Schutzpatrone der Ansiedler. Es wäre nach meiner Ansicht wünschenswert, die alten, oft zerfallenen Heiligtümer näher zu erforschen und deren Patrone, die oft sogar heute verschollen, genau zu verzeichnen. Es könnte mancher Lichtstrahl auf die frühere Geschichte des Landes und dessen Besiedelung fallen. In Plarsch bei Meran finden wir eine alte St. Ulrichskirche. – Warum St. Ulrich? Weil es mit Kempten-Augsburg in Beziehung stand. In der „Totengruft“ (Kirchhofskapelle) zu Partschins fand ich ein Bild eines mir unbekanntes Heiligen. Da ward mir gesagt, es sei der heilige Razzo. Wie kommt der sonst in Tirol unbekanntes Razzo, der bayrische Heilige, hierher? Nun, in dieser Gemeinde hatte bis zum Jahre 1380 das Bistum Regensburg grosse Besitzungen, und so ward dieser Selige auch ins Dorf an der Etsch eingeführt. Auf dem Rittner Gebirge kommt, das einzige dieses Namens, ein Verena-Kirchlein vor, man möchte es seit neuerer Zeit mit Veronika in Verbindung bringen. Allein das Volk hat ein gutes und „anhängliches“ Gedächtnis und nennt es durchaus „St. Verena“. Sie ist eine Gauheilige der Alemannen und ist durch diese ins nahe Gebirge gekommen. Die alten Gertraud-Kirchen weisen auf fränkische Ansiedelungen.

Die Sagen haben auch ihre verschiedenen Standorte, je nach dem eingewanderten Stamme. Bei Meran findet man die Riesen- und Zwergensagen^[1] am meisten verbreitet, in der Gegend von Klausen die Schatzsagen, im Gebiete der alemannischen Mundart (Oberinntal und Vinsgau) die Mythen von den „Saligen Fräulein.“ Wie die deutschen Orts-, Flur- und Hofnamen neben rhätischen oder romanischen bald schichtenweise über- oder untereinander liegen, bald, wie im Eisackthale, die deutschen nur eingesprengt sind, so steht es mit den Sagen.

Diese und ähnliche Gedanken tauchten bei mir auf, als mir die Gufidauner Bötin mitteilte, dass bei Laien im Eisackthale Frau Berchta umgehe. „Wissen Sie das nicht?“ fragte sie.

„Nein, das ist mir neu.“

„Ja, mit ihren Hunden, die ungetaufte Kinder sind.“

Mich überraschte die Mitteilung, da ich über die Berchta im Eisackthale nur in Vilanders gehört hatte. Sie ist ja besonders bei den Bayern erhaltene Mythe. Man vergleiche da Panzers „Beiträge zur deutschen Mythologie“, die Berchtasagen geben. In andern Teilen Tirols ist Frau Hulde, Holde gang und gäbe.

Die Bötin teilte mir nichts weiteres mit. Auf ein späteres Zudringen sagte sie: „Wer wird an diese Dummheiten glauben? Sie thäten mi nur auslachen, wenn ich Ihnen diese lappische Geschichte erzählte.“

Ich erkundigte mich weiter und erfuhr, dass in Laien früher von der umziehenden Frau Bercht viel erzählt worden sei. – Die Bötin schwieg immer.

Auf meine Anfrage berichtete mir der Pfarrer in Laien, Jac. Tappeiner, am 14. Dezbr. 1887 folgendes:

„Frau Berchta ist unter der jüngeren Generation wenig bekannt, alte Leute aber erzählen: Frau Berchte sei eine lange, tief verschleierte Frau gewesen mit aufgelösten, langen, wallenden Haaren. Sie sei meist im Abenddunkel nach dem Betläuten gesehen worden, wie sie an der Spitze einiger kleinen Hunde durch den mit Gestrüpp bewachsenen Gebirgsbach zwischen Tschöffes und dem Grödnerbach niederstieg. Ein alter Schneider erzählte mir, er habe selber die kleinen Hündlein der Frau Berchta gesehen, wie sie einmal im Hofe eines Bauernhauses daher kamen. Er versuchte, die kleinen „Köter“ zu erwischen, aber so oft er einen in den Händen zu haben glaubte, war er wieder fort. Viel mehr lässt sich kaum erfahren, denn die Sage ist dem Erlöschen nahe und schon viele Jahre ist Frau Berchte nicht mehr gesehen worden, wird wohl erlöst sein.“

Die Bötin erzählte nun: „Beim Tscharlner war eine „Steinlammer.“ Berchte erschien bei einem Stock im anstossenden Walde und ging dann über die Wiese zur ‚Lammer‘. Unter dieser war ein Trog, wo sich die sieben Hundlein, die sie mitbrachte, badeten. Dann kehrten sie zur ‚Steinlammer‘ zurück, gingen um dieselbe herum und zum Stock im Walde und verschwanden. Berchte wurde aber auch bei verschiedenen Höfen ohne Hunde, welche die Seelen ungetaufter Kinder sind, gesehen.“

Wie kommt Perchte in das ehemals romanische Eisackthal? Am Ende des 13. Jahrhunderts steht in einem Urbare die Glosse neben Weidenei „pasture“. Die Hof- und Flurnamen sind grösstenteils romanisch, vielleicht manche vorromanisch. Das Rätsel löst sich einfacher Weise. Laien, das alte Legianum kam im 10. Jahrhundert an die Kirche in Freising. Ein Stück des Weistums ist schon in Grimms Weistümern III, 733 veröffentlicht, dann in den Fortes rerum Austr. Dipl. XXXVI und in den tirolischen Weistümern IV, 346.

Die Freisinger „Grundherren“ übten wohl grossen Einfluss auf die romanische Bevölkerung und – verpflanzten durch ihre Leute die Berchtamythe aus Bayern nach dem alten Legianum. In Vilanders, namentlich Parbian, hatte das Bistum Freising ebenfalls ausgedehnteres Eigentum.[2] Durch Baiern scheint demnach die Berchtamythe ins Eisackthal gekommen zu sein, an zwei Orte, die mit Freising in engster Verbindung standen.

Die Berchtasagen sind auch in Wälschtirol (Folgareit, Trambileno und Ronchi) bekannt. Ich empfehle bei dieser Gelegenheit „Märchen und Sagen aus Wälschtirol“ von Chr. Schneller (Innsbruck 1867).

1) Die Sage von dem Zwergenkönige Laurin kann nach dem Gedichte nur bei Meran sein und hat mit dem „Rosengarten“ im Eisackthale nichts zu thun.

2) Siehe: Weistümer, IV. B. S. 249

Ignaz Zingerle

Esthnische Märchen

(Von den nachfolgenden drei Stücken liegt das erste im Urtext gedruckt vor, die beiden anderen sind meinen esthnischen Originalmanuskripten entnommen.)

Des Teufels Besuch

Vorzeiten lebten zwei Ehepaare zusammen in einer Hütte; das eine Paar hatte drei Kinder, das andere aber keines.

Einst trug es sich zu, dass beide Ehemänner von Hause waren.

Es war Abend geworden, die Frauen sassen in der Hütte und spannen.[1] Plötzlich ward an die Thür gepocht und eine Stimme rief: Macht auf, eure Männer sind heim gekommen!

Die Frauen machten auf und herein traten zwei Männer, die waren von Ansehen und Gestalt ganz ihre Ehemänner und wurden auch von den Frauen dafür gehalten. Sie legten ihre Überkleider ab und beehrten das Essen.

Da sprach das älteste von den Kindern heimlich zur Mutter: Vater hat ja lange Krallen!

Das zweite sprach: Mutter, Mutter, er trägt auch einen Schweif!

Das jüngste sprach: Mutter, Mutter, eiserne Zähne hat er im Munde!

Die Mutter beschwichtigte die Kinder und antwortete: Seid nur fein still, Kinder, Vater geht bald zu Bett, da sollen auch die Krallen und der Schweif und die Zähne verschwinden!

Jetzt schickte sich die kinderlose Frau an, mit einem von den Fremden zur Ruhe zu gehen; die andere Frau aber hatte recht gut gemerkt, dass der Fremde nicht ihr wirklicher Mann wäre und machte sich deshalb so lange im Hause zu schaffen, bis er sich ins Bett gelegt hatte. Dann bettete sie den Kindern auf dem Ofen, stellte Wacholderzweige vor sie hin und machte darüber das Zeichen des Kreuzes.

Komm' aber jetzt zu Bett, Weibchen! rief der Fremde.

Geduld, sprach die Frau, ich will nur noch dem Hofhund sein Futter reichen!

Aber der fremde Mann im Bette traute ihr nicht und sprach: Nein, nein, Weibchen, du suchst mir nur zu entschlüpfen!

Da hast du ein Ende von meinem Gürtel, das magst du in der Hand halten, wenn du mir anders nicht traust, sprach sie und gab dem Fremden im Bett das Ende ihres Gürtels in die Hand.[2]

Draussen aber band sie das andere Ende um einen grossen Klotz, stieg selber auf das Dach der Hütte und nahm eine dreizackige Heugabel mit sich.

Indes ging dem Fremden in der Hütte die Geduld aus, als die Frau seines Rufens und Scheltens nicht achtete. Er riss am Gürtel und zog den Klotz zu sich ins Bett.

Die beiden Fremden waren aber niemand anders als der Böse und sein Sohn.

Jetzt huben beide an, ihre Gefährtinnen zu würgen und zu beissen.

Der Sohn sprach: Die Meine ist weich und warm wie ein Semmelbrötchen!

Der Alte sprach: Meine hart und kalt wie ein Eichenklotz!

Wie sie dem Dinge nachforschten – richtig, da war es auch ein Eichenklotz.

So friss die Kinder! rief der Junge.

Der Böse tappte bis vor den Ofen und suchte die Kinder zu greifen, aber es gelang ihm nicht.

Woran hapert's, Alter? fragte der Sohn.

Der Böse antwortete: Ja, es ist mir so, als ob ich sie grad' erwischte – aber es steckt ein Zauber davor!

Such' die Mutter auf! rief der Junge.

Jetzt ging der Böse der Mutter nach und wollte auf das Dach der Hütte hinauf, die Frau aber stach ihn mit der dreizackigen Gabel in den Leib. Heulend und fluchend prallte der Böse zurück und schrie: Sohn, zu Hilfe!

Der Junge, welcher von des Alten Beute gern noch sein Teil gehabt hätte, sprang geschwind aus der Hütte und eilte dem Alten zu Hilfe.

Da krähte ein roter Hahn.[3]

Der ist mein Halbbruder! rief der Teufel, und wieder schickten sie sich an, aufs Dach zu steigen.

Da krähte ein weisser Hahn.

Der ist mein Gevatter! rief der Böse und kroch an der Ecke der Balkenwand hinauf.

Da krähte ein schwarzer Hahn.

Der ist mein Würger! schrie der Teufel, und da war er samt seinem Sohne wie unter die Erde verschwunden.

Harry Janssen

Die sprechenden Bäume

Ein Bauer ging in den Wald Holz schlagen. Er trat zuerst an eine Fichte heran und gedachte sie zu fällen. Aber aus der Fichte klang ihm eine Stimme entgegen: Fülle mich nicht! Siehst du nicht, wie mir schon die Tränen zäh aus dem Stamme dringen? Du wirst's erfahren, welchen Schaden du leidest, wenn du mir das Leben nimmst! – Da trat der Mann zu einer Tanne und gedachte die zu fällen, aber die Seele der Tanne rief ihm entgegen: Strecke mich nicht nieder, von mir hast du nur geringen Nutzen, denn mein Holz ist knorrig und ästig! – Verdriesslich ging der Mann zu einem dritten Baume und wollte jetzt die Erle fällen. Der Baumgeist aber schrie: Hüte dich, mich zu berühren! Mit jedem Schlage strömt Blut aus meinem Herzen und Blut wird meinen Stamm

und deine Axt färben! – Auf diese Gegenreden ward der Mann ganz bekümmert, liess ab von seinen Versuchen, einen Baum zu fällen, und schickte sich zum Heimweg an. Als er aus dem Walde trat, kam ihm Jesus entgegen und fragte ihn, warum er so bekümmert wäre? Er erzählte sein Erlebnis im Walde. Da antwortete ihm der Herr: Kehre nur um und schlage nieder, was dir vorkommt, denn von heute an will ich den Bäumen alle Sprache und Gegenrede nehmen! – Also geschah es, und seitdem erkühnt sich kein Baum, seine Stimme wider des Menschen Axt zu erheben. Dennoch vernimmt man im Walde noch ein leises Säuseln und Blättergerausche, wenn die Bäume still miteinander flüstern.[4]

Als nun die erste Tanne niedergehauen ward, vergoss sie bittere Zähren, die hernach zu Harz erstarrten. Der Schmerz der Mutter ging aber ihren Kindern, den Tannenzapfen, tief zu Herzen und sie sprachen zu ihr: Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen es dem Menschen, der dich so erbarmungslos getötet, böß vergelten! Da verwandelten sich die Schuppen der Zapfen in Wanzen und krochen in die Häuser der Menschen, wo sie die Menschen noch heutzutage quälen und plagen.

Harry Jannsen

Die hoffärtigen Mücken

Einst haben Mücken zu mehreren Zehnern einen Gaul bedrängt, der friedlich im Gebüsch weidete, und wollten ihn zu Fall bringen, konnten's aber nicht. Da riefen sie bedauernd: Ach, wären nur unser noch hundert Mann, so wollten wir den Gaul gewiss niederstrecken! – Da nun dem Gaul die Haut juckte von den Mücken, warf er sich hin, um sich zu wälzen. Wie freuten sich die Mücken jetzt, dass sie den Gaul bezwungen hatten und er vor ihnen im Staube lag! Aber o Jammer! Der Gaul am Boden hat sich etliche Male auf die eine und andere Seite geworfen und da waren alle Mücken – tot gequetscht!

Harry Jannsen

1) Offenbar zu verbotener Tageszeit oder an einem altesthnischen Festtage (esthnisch tähtpäew, bedeutsamer Tag), vielleicht am Donnerstag Abend, an welchem mit eingetretener Dämmerung der altesthnische, bis zum Abend des Freitag (24 Stunden) währende Feiertag begann. Da galt, wie bei den germanischen Stämmen, das Spinnen, die gewöhnlichste Frauenarbeit an profanen Tagen, als eine namentliche Verachtung des Gottes, dem zu Ehren alle Verrichtungen des wochentäglichen Lebens ruhten. Nach Sonnenuntergang soll man, wenigstens draussen auf dem Felde, überhaupt nicht mehr arbeiten; das ist die Arbeitszeit der Geister und Gespenster.

2) Den Teufel im Bett hat man sich nahe bei der Thür der engen Hütte postiert zu denken. Da nun der esthnische Frauengürtel von beträchtlicher Länge ist, so genügt er der ihm hier zugewiesenen Aufgabe ausreichend.

3) Der Hahn war dem obersten esthnischen Gotte geweiht und wurde ihm an bestimmten Tagen unter einem Baume (Linde) auf steinernem Altar von dem Hausherrn geopfert. Man

tötete den Hahn, verbrannte die Federn, Füße und das Eingeweide und liess das Fleisch sieden; dasselbe durfte während des Siedens von keines Menschen Hand berührt werden. Dann ward die bereitete Speise von dem Opferer auf entblösten Knieen zum Altar getragen und ein Teil davon daselbst belassen, der Rest aber von dem Hausherrn (Priester) allein verzehrt. – Der schwarze Hahn tritt auch im esthnischen Volksliede und Märchen als Opfer für die dunkle unterirdische Macht bedeutsam hervor; eine so bestimmte dreifache Farben- und dementsprechende Qualitätenunterscheidung, wie sie hier in unserem Märchen vollzogen wird, kehrt aber seltsamerweise nur in einem euböischen Märchen wieder. Da heisst es (bei J. G. v. Hahn, Griech. und albanes. Märchen No. 83): „Es war einmal ein armer Mann, der schlief zur Erntezeit auf seiner Tenne. In der Nacht kamen drei Neraiden und tanzten auf der Tenne, bis bei [316] Tagesanbruch die Hähne krächten. Zuerst krächte der weisse Hahn; da sprachen sie zu einander: es ist der weisse, der mag krähen! und tanzten weiter. Darauf krächte der rote und sie sprachen zu einander: es ist der rote, der mag krähen! und tanzten weiter. Endlich krächte der schwarze; da riefen sie: jetzt ist es Zeit, unsere Flügel zu nehmen und aufzubrechen! und flogen weg.“ Ein slavisches Vermittlungsglied für diese wunderliche Übereinstimmung habe ich auch in der ganzen russischen Märchenlitteratur, die schwerer zu überblicken ist als die südslavische, nicht entdecken können.

4) Die Erzählung, halb Märchen, halb Legende (und eben deshalb sehr altertümlich), führt also zur Glorifikation des päpstlichen Christentums den Heiland ein, der in der Manier der Heiligen ein Wunder wirkt, welches sich direkt gegen die heidnische Naturverehrung wendet. Dennoch setzt sich das starke heidnische Volksbewusstsein gewissermassen zur Wehr gegen die Zerstörung der ihm liebgewordenen und eingewurzelten metaphysischen Vorstellungen, indem es die Bäume fortan zwar der oppositionellen Sprache gegen den Menschen beraubt sein lässt, doch keineswegs einer Sprache zur Verständigung unter sich, ebensowenig des individuellen Weiterlebens, der Seele. Endlich nimmt auch noch das Heidentum für die Verkürzung seiner Existenzrechte durch die Schöpfung des neuen Haustieres des Kulturmenschen, der Wanze, eine eigentümlich blutige Rache. – Das Thema unserer Erzählung kehrt übrigens auch in anderen esthnischen Märchen wieder, doch mit ganz unkatholischem Motiv und Ausgang.

Wenn hier, wie in der ganzen esthnischen Archäodoxie, die Anschauung von der Unverletzlichkeit des Baumes als der Hülle eines höheren individuellen Naturwesens vorwaltet, so findet sich das Widerspiel davon in einer südslavischen Volksüberlieferung (Krauss, Märchen und Sagen der Südslawen, II, No. 92): „Einst, so erzählen die Leute, pflegten einem die Bäume von selbst aus dem Walde ins Haus zu kommen. Einst also, wer weiss wann das gewesen, mussten die Leute nicht mit Wagen und Axt in den Wald, Bäume fällen, sägen, spalten und mit schwerer Plag heimführen. Wenn jemand Holz brauchte, ging er einfach in den Wald, suchte sich eine Esche, Buche, Birke, eine Zerreiche aus, sagte bloss: Hörst du, Esche, du Weissbuche, komm mit mir zu meinem Hause, ich brauch' dich! und der Baum folgte ihm auf der Stelle.“

Das Glück von Edenhall - Eine polnische Sage

In dem zu Padniewo (Kreis Mogilno) gehörigen Walde liegt nicht weit von einem See in einem Tale ein ziemlich bedeutender Felsblock, an den sich eine Sage knüpft. Auf einer Höhe im Walde, so heisst es, lag einst ein grosses, schönes Schloss, in dem ein sehr böser Fürst wohnte. Dieser hatte zwei Töchter. Einmal ging die ältere von ihnen in den Wald und fand dort einen kranken Greis, der bat sie, ihn ins Schloss zu führen. Sie that es. Am folgenden Tage verliess der Greis das Schloss wieder und gab der Fürstentochter beim Abschied eine wunderbare Feder, indem er ihr zugleich auftrug, dieselbe wohl zu bewahren, denn an die Feder knüpfe sich das Geschick ihres Vaters und ihres ganzen Hauses; auch solle sie keinem Menschen etwas davon sagen. Schon längere Zeit hatte das Fräulein die Feder sorgfältig aufbewahrt, da geschah es eines Tages, dass der Vater sie zu Gesichte bekam. Er fragte die Tochter, woher sie die Feder habe, und nach langem Widerstreben erzählte sie alles. Der Fürst lachte darüber und sagte, er wolle sehen, ob das wahr sei, was der Alte gesagt habe; er nahm die Feder und warf sie ins Feuer. Aber in demselben Augenblick erfolgte ein ungeheurer Knall: das ganze Schloss mit seinen Bewohnern versank plötzlich und wurde in einen grossen Stein verwandelt. Die Fürstentochter aber soll in einer Grotte schlafen, bis einer kommt, der sie aus derselben erlöst.

(Der Erzähler, ein Pole, ist in Padniewo aufgewachsen und hat die Sage wiederholt von polnischen Leuten erzählen gehört, so dass an der Echtheit derselben nicht zu zweifeln ist. Später wurde mir noch eine andere Erzählung mitgeteilt. Sie lautet:) Einst ging ein Bauer aus dem Dorfe Witaszyce bei Jarotschin im Frühjahr auf das Feld, um seinen Acker zu graben und zu bestellen. Nachdem er mehrere Stunden gegraben hatte, fand er in der Erde das Bild des heiligen Nepomuk, das er mit sich nach Hause nahm und in seiner Wohnung aufhängte. Man sagt von diesem Bilde, wenn es zerbrechen würde, so würde das Haus seines Besitzers abbrennen. Deshalb wurde es von dem Bauer und seinen Nachkommen in hohen Ehren gehalten, und noch jetzt soll es sich in seiner Familie befinden.

O. Knoop

Anmerkung

Als ich im vergangenen Sommer in der Tertia (Gnesen) Uhlands „Glück von Edenhall“ besprochen und darauf die vom Dichter poetisch behandelte englische Geschlechtssage hatte zur Darstellung bringen lassen, fragte ich die Schüler, ob ihnen ähnliche Erzählungen bekannt seien. Meine Absicht war, ihnen Sagen wie die Puttkammersche Familiensage bei Temme, die Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 240, und Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 76, mitzuteilen. Nachdem ich dieselbe erzählt, meldete sich zu meiner Überraschung ein Schüler, der mir die oben mitgeteilte Sage vortrug.

Die Höhlenzwerge

Die Kenner der Volksüberlieferung sind mit der Rolle vertraut, welche die Zwerge in den Sagen und im Volksglauben spielen. Diese Wesen der Einbildungskraft, die kleinen Leute und Pygmäen werden in der Erinnerung des Volks gar häufig mit den Elfen verschmolzen, den Kobolden und den untergeordneten Geistern der Seen, der Quellen, der Haine wie der Felder.

Der Zug nun, welcher die Zwerge als solche kennzeichnet, ist, dass sie ihr Dasein im Innern der Grotten und Höhlen verbringen. Meistens sind die Zwerge, – Kobolde, Gnomen, Trolle – Metallarbeiter, Hüter der verborgenen Schätze, der Gold-, Silber- und Kupferminen, der geheimnisvollen Orte in der Tiefe, an welchen die edlen und kostbaren Steine gebettet sind.

Den Glauben an die Geister der Bäume, der Quellen und des Haines vermag man sehr wohl als eine Um- und Weiterbildung fetischistischer Vorstellungen zu verstehen; aber dann bleibt immer noch die Frage: was haben die Höhlenzwerge für einen Ursprung, die Wächter der Metalle?

In der frühesten Zeit haben die Menschen in Höhlen gelebt.

Nun ist aber nicht recht wahrscheinlich, dass sich in dieser Zeit der Glaube gebildet hat, welcher Bezug hat auf die Geister der Höhlen.

Aber kann sich ein solcher Glaube nicht bei denjenigen Völkern gebildet haben, welche im Gewerbebetriebe vorgeschritten und an die Stelle der Höhlenbewohner getreten waren, die als Hüttenbewohner vor den düstern Zufluchtsstätten, welche an den Seitenabhängen der Gebirge sich befanden, nur Furcht und Schrecken empfinden konnten?

Dass diese Völker mit den Höhlen fetischistische Vorstellungen verbunden haben, wird uns nicht gerade erstaunlich vorkommen; dass man später die Grotten mit besonderen Geistern bevölkert hat, das beweisen die Vorstellungen, welche man mit den Schutzorten unter den Felsen verbindet; aber man versteht nicht recht, weshalb diese Höhlengeister eigentlich durchgängig als Pygmäen angesehen wurden, welche mit der Bearbeitung der Metalle in Verbindung standen.[1]

Lässt sich für einen solchen Ursprung etwa ein natürlicher Grund finden? Die Ansicht, welche ich hierüber entwickeln werde, ist, wohl verstanden, nur eine Vermutung und ich würde zufrieden sein, wenn dadurch die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand von jenen Forschern gelenkt würde, denen ein ausgedehnteres Wissen zur Verfügung steht.

Überall trifft man, wie oben bemerkt, in den Volksüberlieferungen die Sagen von den höhlenbewohnenden Zwergen. So spricht Homer von den Myrmidonen – also den kleinen Menschen – der Insel Ägina: Aristoteles und Philostratos sagen, dass die Pygmäen in Erdlöchern wohnten. Der Stagirit behauptet, dass das, was man von den Pygmäen berichtet, auf Wahrheit beruht. Ktesias, Plinius der Ältere, Pomponius Mela behaupten, dass dieselben der Wirklichkeit angehören. Der heilige Augustin, der heilige Hieronymus sowie mehrere Kirchenväter stellen die nämliche Thatsache fest. Diodor von Sicilien und Strabo erzählen, dass man in verschiedenen Teilen von Afrika auf eine Rasse von sehr kleinen Menschen stiess.[2] Leonhard Thurneisser und Gesner sagen, dass gewisse Höhlen in Thüringen von einer Zwergasse

bewohnt waren. In den Nibelungen bewacht der Zwerg Alberich den geheimnisvollen Schatz. Im Süden Frankreichs, in der Gascogne, werden die Höhlen, wie M. J. F. Bladé bemerkt, von zottigen Menschen und gehörnten Zwergen bewohnt. Im Norden Europas ist derselbe Glaube vorhanden. Man findet dort Hexenlöcher und Trollgrotten. Es hat sich die im Volke noch jetzt lebende Überlieferung von den Höhlenzwergen erhalten. Derselbe Glaube findet sich in Deutschland und in England wieder. Georg Agricola (De mineral. subterranean.), welcher das Wesen der Minen, der Metalle und die Art, wie dieselben aus der Erde gewonnen werden, mit Sachkenntnis behandelt hat, unterscheidet, wie Dom Calmet bemerkt, zwei oder drei Arten von Geistern, welche sich in den Minen zeigen; die einen haben das Ansehen von gebeugten Greisen und sind wie die Bergleute gekleidet; das Hemd ist aufgestreift, um die Hüften tragen sie einen Lederschurz; andere thun – oder es scheint, dass sie das thun – was sie die andern thun sehen; sie sind fröhlicher Natur, thun niemand etwas zu leide, aber von ihren Arbeiten kommt nichts zum Vorschein, was der Wirklichkeit angehört.[3]

Die Zwerge der Bretagne, die Bergmännchen Deutschlands hält man, wie Alfred Maury sagt[4], für äusserst geschickt in der Kunst, die Metalle zu bearbeiten. Nach der ungünstigen Ansicht, welche man von ihnen hat, gelten sie bei den Brethern, den Gälen wie den Irländern für Falschmünzer; tief im Innern der Grotten in den Seitenabhängen der Berge haben sie ihre verborgenen, geheimnisvollen Werkstätten. Dort schmieden sie, oft mit Unterstützung der Elfen und anderen Wesen der Art, härten und damascieren sie jene furchtbaren Waffen, welche sie den Göttern geben und zuweilen den Sterblichen verleihen. Einer von diesen Schmieden, Wieland oder Velent, welcher bei den Zwergen im Berge Kallowa in Lehre gewesen war, hat sich den weitesten Ruf erworben. Sein Name war von Skandinavien nach Frankreich gewandert und hatte sich in Galant umgewandelt, welcher Durandal geschaffen, das Schwert Karls des Grossen oder Rolands und Merveilleuse, das Schwert von Doolen von Mainz. Die Vilkinasage berichtet, dass die Mutter Wielands eine Elbin war, sein Vater ein Riese Namens Wate. Nach Ansicht von andern Gelehrten ist er selbst ein Lichtelf. Der irische Cluricaune ist selbst ein Schmied und der Landmann versichert, dass er das Gebirge oft von dem Schall seines Hammers wiederhallen hört.

In der Stadt Greifswald ist bei dem Volke, wie Alfred Maury weiter berichtet, die Ansicht verbreitet, dass vormals, zu einer Zeit, welche man nicht mehr bestimmen kann, das Land von einer grossen Anzahl von Zwergen bewohnt war. Man weiss den Weg nicht, welchen sie eingeschlagen haben, als sie davon gezogen sind, aber man glaubt, dass sie sich in die Berge zurückgezogen haben. Eine deutsche Sage erzählt, wie die Zwerge, welche Dardesheim bewohnten, durch einen Schmied verjagt wurden und dass man sie von da an nicht mehr gesehen hat. Eine ganz ähnliche Überlieferung berichtet aus dem Erzgebirge, dass die Zwerge durch Errichtung der Schmiede verjagt sind. In dem Harz gibt es dieselbe Sage. Das Volk von Nord-Jütland sagt, dass die Trolls Vendyssel verlassen haben, um sich dort nicht mehr sehen zu lassen.

Haben die Pygmäen-Völker der Wirklichkeit angehört? Ist die Überlieferung von ihrem wirklichen Dasein nur eine Fabel?

Ich neige zu der ersten Ansicht hin. Der durchgehende Zug in der Allgemeinheit dieser Sagen scheint mir zu Gunsten der Wirklichkeit dieser kleinen Rasse zu sprechen, deren Andenken sich bei allen Völkern so gut erhalten hat, mit jenen Ausschmückungen, wie dieselben die

Vorstellungskraft der Völker zu erfinden sich gefällt.

Die Völker, welche der Geschichte angehören, haben fast überall eine kleine Rasse vorgefunden, welche sie an den Orten antrafen, wo sie auf ihren Wanderungen hinkamen.

Die Geschichtsbücher der Griechen, der Germanen, selbst der Japanesen erwähnen das Dasein einer Bevölkerung, welche vor Ankunft dieser Völker dort vorhanden war. Sie betrachteten diese Rasse als Kinder der Erde, des Bodens, als Sprossen des Landes; und diese Ansicht hatte ein Tacitus nicht verworfen, und das zur Zeit der vollen Blüte der römischen Bildung.

Im Gegensatz zu der behandelten war die erobernde Rasse von hohem Wuchs. Die Germanen, die Skandinavier, die Kelten hatten eine hohe Gestalt. Julius Cäsar berichtet (Kommentarien B. I), dass die Germanen die Römer verspotteten, welche in bezug auf den Wuchs nicht so gut weggekommen waren wie sie. Das römische Heer war durch die Berichte erschreckt, welche die Gallier und Kaufleute von der Grösse der Germanen abstatteten. Ein fränkischer König, Pipin, der Vater Karls des Grossen, wurde von seinen Vasallen wegen der Kleinheit seiner Gestalt verspottet.

Die Norweger sind noch jetzt auffällig durch die Grösse ihrer Gestalt. Die Griechen der alten Zeit waren grösser als die Griechen unserer Tage, wie man aus den archäologischen Entdeckungen der letzten Jahre zu schliessen hat.

Ein Blick auf die Rüstungen in unseren Museen genügt um zu erkennen, dass sie nicht für Menschen von kleiner Gestalt waren.

Es ist nun natürlich, dass durch die erobernden Rassen, welche aus Menschen von ungeheurer Grösse bestanden, die Kleinheit der besiegten Rassen noch übertrieben wurde.

Diese Zwerge, welche von den in das Land Einfallenden verachtet und allerwärts verjagt wurden, fanden eine sichere Zufluchtsstätte im Innern der geheimnisvollen Grotten, wohin ihre abergläubischen Feinde sie nicht zu verfolgen wagten.[5]

Die Besiegten gingen, um die Plackereien des unterdrückenden Volkes zu vermeiden, nur des Abends aus. Sie bildeten eine phantastische Welt für sich, einen Gegenstand von mit Furcht und Schrecken gemischter Achtung für die einfallenden Völker.

Die Höhlenbewohner, welche an der Herstellung von Waffen aus Feuerstein oder Renntierknochen gewöhnt waren, entdeckten oder erlernten das Schmelzen von Mineralien sowie die Herstellung und Bearbeitung von Bronze und Eisen. Die künstlerische Geschicklichkeit wurde von ihnen geübt, und so wurden die Schmiede Wächter der Minen und Metalle.

Sie bildeten eine Rasse für sich und erinnerten durch gewisse Züge an die kesselschmiedenden Zigeuner unserer Tage. Man fürchtete sie wegen ihrer Art zu leben. Die Völker, in deren Mitte sie lebten, schritten in der Bildung vor, während die Zwerge auf dem alten Standpunkt blieben. Da sie den neuen Religionen Widerstand entgegensetzten, so galten die Höhlenbewohner nun für Anhänger des Teufels, für Heiden. So werden in dem französischen Teile der Ardennen und Vogesen die Grotten-Aushöhlungen, welche bei der Anlage von Eisenminen gemacht sind, Löcher der Irrgläubigen genannt, der Ungläubigen, der Heiden.

Bis zum 8. Jahrhundert legten die Männer des Nordens, unsere Vorfahren, Lebensmittel an die Öffnungen der einsamen Höhlen hin, um sich die Zwerge günstig gestimmt zu machen, welche

in denselben wohnten. Die Kirche bekämpfte auf mehreren örtlichen Konzilen lange Zeit dieses Herkommen.

Die Zwergrassen vergingen allmählig, aber das Andenken an dieselben blieb. Von ihnen rührt der Glaube an die Geister von kleiner Gestalt her, die Wächter der Minen und Höhlen.

Anmerkung

Da es dem Unterzeichneten erwünscht erscheint, dass die Arbeiten, welche der Volkskunde gewidmet sind, auch in bezug auf die darin geübte Art und Weise der Forschung nicht auf die Kenntnisnahme nur des Vaterlandes des betreffenden Forschers beschränkt bleiben, so ist derselbe mit folgenden Herren in Austausch von Originalarbeiten getreten: Carnoy-Paris, Gittée-Charleroi, Sabatini-Rom, Sébillot-Paris, und zwar in der Weise, dass die Zeitschrift für Volkskunde zuweilen Originalarbeiten der genannten Herren veröffentlichen wird, wie die Journale und Zeitschriften der Herren in Gent, Paris, Rom ihren Lesern Arbeiten des Unterzeichneten bringen werden. Gemäss dieser Abmachungen beginnt Herr H. Carnoy in dieser Nummer den Austausch der berührten Art, mit dem vorstehenden Aufsatz, welchen wir auch von diesem Gesichtspunkte aus in unserer Zeitschrift willkommen heissen.

H. CARNOY

Übersetzt von Edmund Veckenstedt

- 1) Die Cyklopen waren jedoch Riesen.
- 2) Man weiss jetzt, dass gewisse Stämme in Zentral-Afrika von sehr kleiner Gestalt sind.
- 3) Abhandlungen über die Geistererscheinungen. I p. 248.
- 4) A. Maury, die Feen des Mittelalters. p. 81–82.
- 5) Siehe Martin Hembiz, Eine Kolonie unter dem Nordstern.